



GRENZENLOSE ABENTEUER

In diesem Tagebuch beschreibe ich unsere zweite Urlaubsreise in das südliche Afrika.
Die Reise fand vom 27.9. bis zum 24.10.2017 statt.
Landkarten dazu finden Sie ab Seite 120.





Inhaltsverzeichnis	
Nochmal Afrika	5
Startklar	10
Kapstadt	13
Kap der Guten Hoffnung	21
Wenn keine Blumen blühen	30
Canyon	34
Deutsche Diamanten	38
Kalahari	48
Hören helfen	52
The Little Five	58
Entspannt	65
Durch Etosha	67
Afrika beginnt	75
Antrax	80
Caprivi	81
Vic Falls	83
Spuren im Sand	89
Das Delta	97
Richtung Zivilisation	108
Heimwärts	116





Nochmal Afrika

Unser erstes Reisetagebuch - Namibia 2015 - begann damit, dass ich darüber sinnierte, wann eigentlich der Anfang unserer Reise in dieses wundervolle Land im Süden von Afrika war. Diesmal war diese Frage viel einfacher zu beantworten. Der Anfang dieser unserer zweiten Reise nach Namibia war an dem Tag, an dem wir von der ersten Reise zurückkamen. Bereits auf dem Rückflug, während die Erlebnisse der vergangenen neunzehn Tage mit ihren eindrucksvollen Bildern in unseren Köpfen zu einem virtuellen Film zusammenflossen, wurde klar, dass es eine Fortsetzung geben musste. Angefixt von Landschaften, Tieren und den Menschen gab es keine Frage, so hatten wir uns fest vorgenommen, dieses Land der unendlichen Weiten, dieses Namibia noch einmal zu besuchen.

Mit der Planung startete ich mehr oder weniger sofort nach unserer Rückkehr. Es gab Flecken, die wir noch einmal sehen wollten und einige Ecken, die wir noch nicht bereist hatten. So wussten wir, dass der Etosha Nationalpark sicher noch einmal auf der nächsten Tour angesteuert werden sollte. Heike hatte bereits bei der Planung der ersten Reise bedauert, dass wir nicht den Viktoriafällen einen Besuch abstatten konnten. Dies war damals allein aus zeitlichen Gründen nicht zu realisieren. Der Zuweg zu den gigantischen Wasserfällen durch den Caprivi-Zipfel benötigt alleine mindestens zwei Reisetage. Dazu kam nun die Überlegung, dass wenn wir schon so weit im Osten von Afrika sind, ein Abstecher in das Okavango-Delta toll wäre. Freunde in Kapstadt besuchen, auch das wäre eine attraktive Option.

Meine Aufgabe bestand nun darin: Wie bekommt man diese Lokationen in eine sinnvolle Reihenfolge und daraus wiederum eine bewältigbare Reiseroute? Grundlage dazu war natürlich auch die Frage: Wie viele Tage können wir es uns leisten, von zuhause und der Arbeit fern zu bleiben?

Aber auch das verfügbare Budget setzt naturgemäß Grenzen. Die 19 Tage der letzten Reise waren zu kurz bemessen. Daraus folgte: Rund vier bis fünf Tage mehr sollten es schon sein. Mit dieser Vorgabe ermittelte ich mögliche Linienflüge. Eine Rundreise kam aufgrund der Zeitvorgabe und der zu bewältigenden Strecken nicht in Frage. Daher erschien ein Flug von Deutschland nach Kapstadt und dem Rückflug dann ab Botswana am sinnvollsten. Diese Möglichkeiten boten auch die Fluggesellschaften an.

Unser damaliger Autovermieter „Hertz“ war uns in guter Erinnerung und so fragte ich dort an, ob eine Ausleihe in Kapstadt und eine Rückgabe in Botswana möglich wäre. Dies wurde jedoch verneint, aber es wurde uns eine Fahrzeugrückgabe in Windhoek angeboten. Das uns aus der Reise in 2015 bekannte Cross Border Permit würde neben der Südafrikanischen Republik und Namibia auch Botswana einschließen, sodass einem Besuch des Okavango-Deltas nichts im Weg stehen würde.

Mit diesen Informationen bot sich eine Strecke von Kapstadt über Namibia nach Botswana und zurück zur namibischen Hauptstadt Windhoek an. Bei einer optimalen täglichen Streckenleistung von 200-400 Kilometer ermittelte ich, wo ungefähr unsere Übernachtungen stattfinden müssten und welche Sehenswürdigkeiten es entlang dieser Route gibt. Die Planung der ersten Tage in Kapstadt würden wir unseren Freunden dort vor Ort überlassen. Wobei uns ein Ausflug zu den Walen schon interessieren würde. Robben Island, die berühmte Gefangeneninsel, die lange Zeit die erzwungene Heimat von Nelson Mandela war, ist laut Internetberichten ziemlich überlaufen und daher würden wir auf einen Besuch dieses historischen Ortes verzichten.

Der Nordwesten der Südafrikanischen Republik ist durch seinen Blumenreichtum im Frühling bekannt. Die Entfernung des hoffentlich blühenden Namakwa Gebietes von

Kapstadt liegt bei knapp 600 Kilometern, die auf gut ausgebauten Straßen zu meistern wären. Dort müsste also die erste Übernachtung außerhalb von Kapstadt auf der Reise erfolgen. Danach die Einreise nach Namibia und einen Besuch am Fishriver Canyon. Zu einem der von mir geliebten Lost Places und zwar nach Lüderitz mit der untergegangenen Diamantensucherstadt Kolmanskop könnte anschließend ein Abstecher erfolgen. Von hier war es etwas schwieriger, eine gute Route mit angenehmen Unterkünften zu finden. Erst in das Delta des Okavango oder Etosha zuerst? Heike bestand auf einen Besuch der toll gelegenen Grootberg Lodge. Nach vielen Recherchen im Internet und einigen Berechnungen entschied ich mich für folgende Abfolge: Über Windhoek, Swakopmund zum Grootberg. Von dort weiter durch den Etosha Nationalpark und durch den Caprivi-Zipfel zu den Victoria-Wasserfällen. Auf abenteuerlichen Pisten durch das Okavango-Delta zurück nach Windhoek. Überschlagnmäßig ergab sich aus dieser Planung eine Route von insgesamt rund 6.000 Kilometern durch das südliche Afrika.

Meine berühmte Excel-Tabelle nahm mit jeder Woche mehr an Gestalt an, sodass bereits im Juli 2016 fast das gesamte Programm durchgeplant war. Das Reisebüro meines Vertrauens erhielt dann auch Anfang August die Liste der gewünschten Unterkünfte. Dabei erfuhr ich, dass wir uns wohl noch gut zwei Monate mit Ergebnissen gedulden mussten, da die Mehrzahl der Lodges, aber auch die Flüge erst zehn bis zwölf Monate vor Reiseantritt buchbar sind. In meinem iPhone programmierte ich schon einmal einen Countdown-Zähler, damit ich bei Bedarf auf Knopfdruck sehen konnte, wie lange es noch bis zum Abflug nach Kapstadt dauerte. Aufgefallen war mir inzwischen auch, dass unsere Silberne Hochzeit just in die Reisezeit fallen würde. Diesen besonderen Tag irgendwo im Okavango Delta zu genießen, war eine durchaus erwägenswerte Alternative zu einer Feier im herbstlichen Buseck.

Gab es Lehren aus unserer ersten Namibiareise zu beachten? Natürlich das zweite Ersatzrad ist ein klares Muss. Ansonsten galt es noch, etwas das Reisegepäck zu optimieren und vielleicht die Anzahl der Wechseloptiken der Pentax-Kamera zu reduzieren und dabei die Spanne der Brennweiten nicht einzuschränken. Bei der Sichtung von Wildtieren fehlte uns noch der Büffel zur Vervollständigung der Big Five, aber auch Nilpferd, Krokodil und Wildhund wären noch anzutreffen.

Zeitgleich zu der Planung der zweiten Reise stellte ich das erste Reisetagebuch fertig. Virtuell in der Dropbox und gebunden als Geschenk für gute Freunde ist das Werk Anreiz für die Leser, auch diese wunderschönen Landschaften zu besuchen.

Die Planung der Fahrt von Kasane in Botswana durch den Chobe-Nationalpark und den Moremi-Nationalpark im Okavango Delta stellte eine besondere Herausforderung dar. Botswanas Tourismuskonzept sieht vor, wenigen Touristen bei einem hohen Preisniveau den Besuch des Landes zu ermöglichen. Besonders ausgeprägt ist dieses Konzept im Gebiet des Okavango Deltas realisiert. So sind die Lodges dort annähernd unbezahlbar. Dies zeigt sich auch darin, dass unter den fünf teuersten Unterkünften auf der Welt, so im Internet nachzulesen, sich allein drei in diesem Territorium befinden. Problemlos gibt es dort Unterkünfte, in denen eine Übernachtung im Safarizelt pro Person deutlich über 1.000,-- Euro kostet. Dazu kommt, dass viele der Lodges nur per Flugzeug erreichbar sind. So galt es, für die dortigen Nächte noch bezahlbare Unterkünfte zu finden oder auf Zelte umzusteigen. Nicht die Elefanten, Flusspferde oder Raubkatzen sprachen bei Heike gegen das Zelten, nein die kleinen, unscheinbaren Tiere wie Spinnen, Skorpione und Schlangen waren es, die den Ansatz, günstig die Nächte im eigenen, geliehenen Zelt zu verbringen, zunichte machten. So musste ich mich auf die Suche nach „günstigen“ Lodges machen.



Den Streckenverlauf innerhalb des Deltas würden wir vor Ort entscheiden und von verschiedenen Faktoren abhängig machen. Pistenzustände, Befahrbarkeit von Brücken und unsere zeitlichen Ressourcen galt es dann zu beachten.

Die ersten Probleme traten auf, als die gewünschte Lodge im Savutigebiet in dem entsprechenden Zeitraum bereits ausgebucht war. So musste ich auf Angebote von Botswana-Experten zurückgreifen. Letztendlich konnten wir über solche Spezialisten die benötigten Unterkünfte noch buchen.

Einen Planungsfehler hatte ich bemerkt, als ich den Streckenverlauf konkretisierte. Erst dabei wurde mir bewusst, dass die gebuchte Lodge am Fish River Canyon auf der westlichen Seite des mächtigen Tales lag. Die bis dahin angedachte Route verlief jedoch östlich des Canyons. Zuerst überlegte ich, diese Übernachtungen zu stornieren und eine alternative Unterkunft in Nähe der gut ausgebauten Hauptstraße zwischen Südafrika und der namibischen Hauptstadt Windhoek zu suchen. Aber keine der dort bestehenden Unterkünfte hatte auch nur ansatzweise die tolle Lage und Ausstattung wie die Fish River Lodge. So ermittelte ich einen Streckenverlauf von der südafrikanischen Grenze zu der tollen Lodge und von dort weiter nach Lüderitz. Diese Umplanung bedeutete eine etwas weitere Anfahrt auf schwierigeren Pisten, aber war zeitlich wohl machbar.

Der folgende Absatz kann gerne übersprungen werden, da dessen Inhalte keinen Einfluss auf die weitere Reise haben.

Neben den von mir auf der Webseite von Air Namibia gefundenen Flügen, bot uns unser Reisebüro auch einen Direktflug von Frankfurt nach Kapstadt an. Dieser ersparte uns das Umsteigen in Windhoek und somit zwei Stunden

Reisezeit, wäre aber etwas teurer. Letztlich entschieden wir uns für die Flüge SW286 Frankfurt – Windhuk, von dort weiter SW703 nach Kapstadt und nach Hause für den entsprechenden Rückflug SW285 ab Windhuk. Die Planung der Flüge kann man inzwischen ja auch bis auf das kleinste Detail vornehmen. So wussten wir bereits 10 Monate vor den Flügen, welche Maschine zum Einsatz kommen würde. Die Air Namibia setzt auf der Fernlinie zwei Airbus A 330-200, die 2014 in Dienst gestellt wurden, ein. Im Internet kann man Maßzeichnungen des Fluggerätes herunterladen und so stellte ich fest, dass es unterschiedliche Sitzabstände und Sitzbreiten gibt. Wir entschieden uns für Reihe 25 der Economy Class. Ausschlaggebend war dabei nicht die relative Überlebenschance bei Abstürzen, sondern das persönliche Wohlbefinden während den gut 10 Stunden in dem Flieger.

Obwohl es sich um Nachtflüge handelt, wollten wir gerne aus dem Fenster etwas sehen können. Daher die Plätze A und C, den Platz B gibt es bei der von Namibia Air gewählten Bestuhlung des A330 nicht. Alternativ wären auch gegenüber, die Plätze H und K möglich gewesen. Zur besseren Sicht nicht direkt über den Tragflächen. Nicht direkt bei den Toiletten, aber auch nicht zu weit von diesen entfernt. Bei den ersten Reihen bietet der Airbus eine Beinfreiheit von 31 Inch weiter hinten 32 Inch, also 2,54cm mehr Luft. Ab der Reihe 29 sind die Sitze mit einem kleinen N in der Planskizze markiert. Da der Rumpf des Flugzeuges zum Heck hin schmaler wird, sind dort die Sitze enger nebeneinander montiert.

So waren es dann die Plätze 25A und 25C welche uns das Reisebüro reservieren durfte. Da die Kurzstrecke zwischen Windhuk und Kapstadt gerade mal zwei Stunden dauert, hatte ich dafür keine Sitzplatzwünsche angegeben. So bekamen wir auch dort in der Sitzreihe 25 einen Fensterplatz und den Sitz daneben. Bei einem Airbus A319-113 ist das dann wirklich ganz hinten.

Was mich noch sehr beschäftigte, war die Zusatzausstattung des Geländewagen. Das mit dem zweiten Ersatzrad sollte eigentlich kein Problem sein. Zusätzliche Kanister für Treibstoff, Klappspaten, Sandbleche und noch einiges mehr wurde in den unterschiedlichsten Internetforen empfohlen. Dass der richtige Reifendruck wichtig ist, hatten wir bereits bei unserer ersten Reise durch das südliche Afrika schmerzlich lernen müssen. Diesmal sollte es auch über längere Strecken durch Tiefsand gehen. Dazu hieß es, den Luftdruck in den Reifen deutlich abzusinken und nach der Bewältigung der sandigen Piste den Reifendruck wieder zu erhöhen. Also muss auch ein Kompressor mit an Bord. Wagenheber im Tiefsand, dass das mit den werkseitig mitgelieferten Teilen nicht klappt, stand zu befürchten. Meine Hoffnung setzte ich auf die Unterstützung unserer Bekannten in Kapstadt, da eine endgültige Abklärung dieser Fragen von Deutschland aus zu schwierig erschien.

In den uns von den Reiseunternehmen zugesandten Unterlagen wurde auch regelmäßig auf empfohlene medizinische Prophylaxe hingewiesen. Diverse Impfungen und intensive Untersuchungen des allgemeinen Gesundheitszustandes standen auf den Listen. Lediglich was die Malariaphylaxe betraf, waren wir uns unsicher. Ansonsten war für uns klar: Hygiene einhalten, Körperkontakt vermeiden, Moskitonetz, lange Kleidung abends, und immer gut einsprühen gegen Moskitos und die Sonne. Zusätzliche Impfungen sahen wir definitiv nicht als notwendig an.

Auf der Webseite von Hitradio Namibia kann man täglich die aktuellsten Nachrichten aus Windhoek lesen. Auch gibt es Internetportale in denen die Wetterlage an den unterschiedlichsten Orten im südlichen Afrika nachzusehen ist. Im Februar, also in der Regenzeit, vermehrten sich die Meldungen, dass die Niederschläge in dieser Saison besonders ergiebig ausfielen. Die Staudämme

füllten sich rasch und aus dem Gebiet um Maun, also dem Okavangodelta, wurde gemeldet, dass im Vergleich zu den Vorjahren ein Vielfaches an Regen gefallen war. Der Gaborone Stausee füllte sich seit 17 Jahren das erste Mal wieder vollständig. Ebenfalls aus Nordnamibia und Angola wurden heftige Überschwemmungen gemeldet. Dabei kam es tragischer Weise auch zu einigen Todesopfern. Aber für die dort lebenden Menschen bedeutet Wasser Leben. Allzu oft waren die letzten Jahre durch Dürre geprägt. Die Internetgemeinde erfreute sich an einem Video, in dem zwei österreichische Touristen per Helikopter aus den Fluten des Omarurus, einem üblicherweise trockengefallenem Fluss, einem sogenannten Revier, gerettet werden mussten. Deren Landrover wurde von den Wassermassen recht zügig davon geschwemmt.

Die Zufahrten in das Delta waren zu dieser Zeit ebenso wie etliche Pisten im Norden Namibias gesperrt. Die wichtige 3rd Bridge war zerstört und somit auch unklar, ob diese im Oktober wieder passierbar sein würde. Ziemlich alle Pisten in und um das Delta waren im März 2017 nicht mehr befahrbar. Aber bis zum Herbst, so beruhigte ich mich, fließt ja noch einiges Wasser den Okavango hinab.

Aufgrund der ergiebigen Regengüsse erhöhte sich auch das Risiko, über den Stich der Anopheles-Mücke an Malaria zu erkranken. Diese Meldung beeinflusste auch unsere Entscheidung zumindest entsprechende Medikamente mit auf die Reise zu nehmen, auch im Wissen, dass dieses Risiko sich in der Trockenzeit deutlich verringern würde.

Zur weiteren Einstimmung besuchten wir eine Multimediapräsentation, welche im Rahmen der Kulturwoche Lich dort im Restaurant Savanne gezeigt wurde. Entgegen der Annahme, es wäre eine Veranstaltung in der Gaststätte, handelte es sich um eine Outdoor-Präsentation bei gerade einmal sieben Grad Celsius. Sie können sich



bestimmt vorstellen, dass das mit dem gewünschten Aufkommen eines afrikanischen Urlaubsfeelings nicht so richtig klappte.

Besser lief es in der Kongresshalle in Gießen, in einer professionellen Fotoshow wurden tolle Landschafts- und Portrait-Bilder gezeigt. Besonders neidisch war ich auf die lebensfrohen Nahaufnahmen von den unterschiedlichsten Menschen.

Wie bereits beschrieben, waren die notwendigen Buchungen im Herbst abgeschlossen, wie gehabt wenn möglich über das Reisebüro in Buseck und was nicht in deren Angebot war, direkt übers Internet bzw. über die Experten für Botswana. So wurde auch der Mietwagen über das Reisebüro reserviert. Die Zeit bis zum Reisebeginn schrumpfte dahin, für mein Gefühl viel zu langsam. So rund 10 Wochen vor dem Urlaubsbeginn fragte ich im Reisebüro im Vorbeigehen nach, ob es noch etwas zu erledigen gäbe und ob denn von Hertz Süd-Afrika inzwischen auch das zweite Ersatzrad, was mitbestellt wurde, aber noch nicht auf der Reservierung vermerkt war, bestätigt wurde. Die nette Dame aus dem Reisebüro kümmerte sich darum. Wenige Tage später dann die Mail „ein zweites Ersatzrad hat Hertz Süd-Afrika nicht (mehr) im Angebot“. So ein Mist oder so etwas Ähnliches habe ich beim Lesen wohl gedacht. Wagen stornieren und wo anders einen mieten? Ein Ersatzrad irgendwo in Afrika kaufen und versuchen, es am letzten Tag irgendwo wieder zu verschern? Eine durchschlagende Idee wollte nicht aufkommen. Also im Internet recherchieren, was die andern so machen. Letztlich gab es zwar in den Foren keine weiteren Ideen aber dafür reichlich Hinweise, zukünftig Hertz zu meiden. Dies half mir bei meiner Entscheidung aktuell nicht weiter. Andere Anbieter konnten mir keine passenden Angebote unterbreiten und selbst wenn da etwas zeitlich gepasst hätte, die Angebote lagen rund 1.000,- Euro über den Kosten bei Hertz. Ein passendes Ersatzrad, auch das konnte

ich ermitteln, würde bei rund 600,- Euro liegen. Also fiel der Entschluss, in Windhoek vor den schwierigsten Streckenabschnitten ein zweites Ersatzrad zu erwerben.

Finanzielle Probleme bei Air Namibia beherrschten im Juli und August die Schlagzeilen der namibischen Presse. Hohe Defizite gerade auf der Strecke Frankfurt-Windhoek heizten die Diskussion an, diese Verbindung zu streichen. Solche Meldungen verunsicherten uns in den letzten Wochen vor dem Start in den Süden. Aber es ist Afrika, irgendwie konnte das finanzielle Loch gestopft werden, irgendwelche Manager wurden in den Ruhestand geschickt, natürlich nicht ohne das nötige finanzielle Polster und gleichzeitig noch einige kleinere Flugzeuge für den Regionalverkehr gekauft.



Startklar

Über Facebook hatte ich inzwischen Kontakt mit Heike Schürkes, meiner Bekannten aus Kinderzeiten, aufgenommen. Eigentlich wollten wir bei ihr in der Nähe von Kapstadt zwei oder drei Nächte verbringen. Sie empfahl uns jedoch, aufgrund der katastrophalen Verkehrssituation in und um Kapstadt für zwei Tage ein Zimmer direkt in der Stadt zu nehmen. Airbnb wäre das Unternehmen ihrer Wahl. Klar kannte ich das Konzept von Airbnb, Privatwohnungen übers Internet kurzzeitig zu vermieten. Ein Konzept, welches ich eigentlich nicht unterstützen will, denn gerade in Großstädten wurden in den letzten Jahren auf diesem Weg vermehrt Mietwohnungen in lukrative Urlaubsunterkünfte umgewandelt. Lukrativ für den Vermieter, aber mit all den negativen Folgen für die Stadtbevölkerung. Naja, da stellte ich mir die Frage: Wo sind meine ethischen Grenzen. Nutella essen, McDonalds besuchen, mit dem Auto mal über 200km/h fahren, all das tue ich, obwohl ich weiß, dass ich das nicht tun sollte. So war es dann schließlich auch mit Airbnb. Schnell fand ich im Internet auf deren Seite einige tolle Wohnungen in optimaler Lage. Die Kosten hielten sich erwartungsgemäß in Grenzen, waren aber auch keine Schnäppchen. Die Kontaktaufnahme lief reibungslos und so lernte ich James virtuell kennen. James Russell, 17 Main Road 101 Devonshire, Green Point, Kapstadt, so lautete die Adresse, die uns übermittelt wurde. Nun konnten wir die Detailplanung für die drei Tage in und um Kapstadt angehen: Whale watching in Hermanus, Bo-Kaap, Waterfront, Kap der guten Hoffnung.

Eine Packliste für meinen Koffer und das Handgepäck hatte ich längst erstellt. Beim Testpacken ging es darum, die Gewichtsvorgaben unbedingt einzuhalten. Ein Koffer pro Passagier mit 23 Kilogramm und jeweils ein Handgepäck mit maximal acht Kilogramm waren vorgegeben. Passt, stellte ich erstaunt fest. Mein Koffer lag bei 22,3 kg

und die Fotoausrüstung im Rucksack bei gut sieben Kilo. Dazu kam noch eine Ersatzkamera, die mir ein Freund zur Verfügung stellen würde. Erststaunt war ich jedoch, als der Koffer von Heike fast ein Kilo weniger auf die Waage brachte. So wurde wieder einmal ein allgemein vorhandenes Vorurteil drastisch widerlegt.

Letzter Arbeitstag und direkt von der Verwaltung nach Hause, Koffer einladen und mit unserer Tochter Marielle ab zum Frankfurter Flughafen. Beim Einchecken wurden unser Handgepäck und die beiden Koffer gemeinsam gewogen, das exakte Austarieren hätte ich mir also sparen können. Aber besser so, als im Wartebereich des Flughafens vor hunderten von Augenpaaren alles umräumen zu müssen. Selbst die Nagelschere schaffte es gerade noch, als wir bereits am Schalter anstanden, vom Handgepäck in den Koffer zu gelangen.

Die Maschine war voll besetzt, „Chicken oder Beef“ war die übliche Frage der Flugbegleiter, Chicken und Cola Light war meine Wahl. Im Anschluss an das Abendessen gab es den amüsanten Film „Abgang mit Stil“ im Entertainmentssystem des Fliegers und dann für einige Zeit ein Schläfchen. Als die Sonne ihre ersten Strahlen über den Horizont schickte, setzte der Pilot des Airbus A330 zur Zwischenlandung auf dem internationalen Flughafen Hosea Kutako bei Windhoek an. Über die heran gerollte Treppe verließen wir den Flieger und machten uns auf den Fußweg zum Hauptgebäude. Obwohl ein Neubau des Terminals bereits seit einigen Jahren diskutiert wird, ist bisher nichts Sichtbares geschehen und so umgibt das Flughafengebäude nach wie vor der Charme einer Autobahnraststätte aus den 1970er Jahren. Im Transitbereich des Flughafens versorgten wir uns an einem Geldautomaten mit Südafrikanischen Rand für die nächsten Tage. Völlig ohne Probleme ging es nach einiger Wartezeit mit einem Airbus A319 weiter nach Kapstadt.



Im Vergleich zum Flug von Frankfurt nach Windhoek war die Etappe nach Kapstadt ein Katzensprung. Die Einreiseformalitäten verliefen reibungslos und erstaunlich zügig. Nachdem wir unser Gepäck vom Band geholt hatten, ging es zu den Autovermietern. Gut ausgeschildert führte uns der Weg aus dem Terminal durch einen Tunnel zu einem Bürogebäude, in dem alle Autovermieter ihre Büros haben. Das gelbe Hertz-Logo leuchtete uns schon aus der Ferne entgegen. In dem großzügig angelegten Schalterraum wurden an einem langen Tresen einige Kunden bedient. Wir stellten uns ordentlich hinten an der Schlange an. Bis dahin hatten wir die Hoffnung, dass wir in Kürze mit dem reservierten Toyota Hilux das Flughafengelände verlassen könnten. Die ersten Zweifel kamen auf, als sich innerhalb der vergangenen zehn Minuten die Schlange nicht verkürzte. Heike hatte sich inzwischen außerhalb des stickigen Bürogebäudes einen Ruheplatz gesucht. Hinter dem Tresen tauchte ab und zu ein Mitarbeiter auf, der jedoch keinen Kontakt zu den Wartenden aufnahm. Ich nutzte die Chance, als er wieder einmal auftauchte, um ihn anzusprechen. Er war durchaus aufgeschlossen und sagte, er würde versuchen mir zu helfen, aber er wäre nur Volunteer also Praktikant oder noch in Ausbildung. Ich gab ihm unser Voucher und tatsächlich

bekam er das Computerterminal dazu, unsere Reservierung anzuzeigen. Hier endeten dann seine bisher erhaltenen Lerninhalte. Mietwagen mit Rückgabe in einem anderen Land, sicher kein täglicher Vorgang. So holte er sich erfahrene Hilfe. Die Kosten für die Rückführung des Mietwagens und die Miete für ein zusätzliches Navigationsgerät wurden von meiner Mastercard abgebucht und mir die dazugehörige Quittung überreicht. Die inzwischen ausgedruckten Mietunterlagen wurden gefaltet und mir in einem hertzelgelben Umschlag in die Hand gedrückt. Kritisch wie man in einer solchen Situation sein sollte, fummelte ich die Ausdrucke aus dem Umschlag und stellte beim Überfliegen der Papiere fest, dass das Cross-Boarder-Permit, welches uns zwei Jahre zuvor bei einer Polizeikontrolle etwas Kopfzerbrechen gemacht hatte, fehlte. Dieses Dokument ist üblicherweise notwendig, um mit einem Mietwagen ohne Probleme Landesgrenzen überqueren zu dürfen. Dass der Toyota in Windhoek, also in einem anderen Land, zurückgegeben werden sollte, war ja den Vermietern bekannt. Schließlich hatten sie ja gerade die zusätzliche Gebühr dafür von meiner Kreditkarte abgebucht.

Das mit dem fehlenden Permit wäre aber kein Problem, teilte man mir entspannt mit, dieses Papier würde umgehend zugefaxt. Die zeitliche Dimension von einem südafrikanischen „umgehend“ war mir bis dahin nicht bewusst. Da ich ungeduldig vor der Theke auf und ab lief, reichte mir der Volunteer schon mal das angemietete Tom-tom Navi. Gefühlt dauerte es Stunden, bis endlich das ersehnte Dokument aus dem Faxgerät ratterte. Tatsächlich waren es wohl „nur“ gut fünfzig Minuten, aber was gilt schon in Zeiten von Fake-News die Realität. Zwischenzeitlich hatte ich geklärt, wie das Vorgehen bei einem Reifenschaden wäre. Die übliche Vorgehensweise, so der Volunteer, sei es, bei Hertz anzurufen und die würden dann ein Ersatzfahrzeug bringen. Etwas verzweifelt erklärte ich ihm, dass das keine praktikable Lösung für unsere Reise durch abge-

legene Regionen sei. Sein fachlicher Beistand erlaubte uns dann, im Schadensfall eine Werkstatt aufzusuchen und den dort anfallenden Rechnungsbetrag bei der Rückgabe des Wagens geltend zu machen.

Mit Navi, allen Papieren und unserem Gepäck gingen wir endlich zusammen mit einem Mitarbeiter auf dem Parkplatz, auf dem der Toyota bereitstand. Der Gesamtzustand des Fahrzeuges schien recht gut, die Reifen waren jedoch bereits sehr abgefahren. Darüber äußerte ich meine Bedenken, schließlich wollten wir den Wagen über 6.000 Kilometer auf afrikanischen Straßen bewegen. Also wurde die Profiltiefe gemessen. Fast sechs Millimeter, das reicht längst, wurde mir versichert. Dazu muss ich erwähnen, sechs Millimeter an der absolut tiefsten Stelle des Profils. Nach europäischen Maßstäben waren es eher drei bis vier Millimeter. Unser bereits jetzt überzogener Zeitplan ließ keine längere Diskussion über Profiltiefen mehr zu. So kümmerte ich mich um das Ersatzrad. Es war, wie es von Toyota vorgesehen ist, unter dem Fahrzeugheck angebracht. Ich warf einen Blick auf das fünfte Rad und sah erstaunt eine Kette und ein Vorhängeschloss, die das Ersatzrad gegen Diebstahl sicherten. Was heißt jetzt Vorhängeschloss auf Englisch? So beließ ich es auf die „Chain“ hinzuweisen und formte mit meinen Fingern so etwas wie ein Vorhängeschloss. Der Mitarbeiter von Hertz Südafrika behauptete schlichtweg, es gäbe keine Kette. Sich bücken und nachschauen war aufgrund seiner Körperfülle nicht einfach. So behauptete er weiter: No Chain, no padlock. Immerhin war das Übersetzungsproblem nun gelöst. Deutlich genervt bat ich ihn, das Ersatzrad zu lösen, da ich dieses auf der abschließbaren Ladefläche transportieren möchte. Er holte das Bordwerkzeug aus dem Wagen und steckte diverse Verlängerungen aneinander. Mit der so entstandenen Kurbel versuchte er nun, hinter der Ladefläche stehend die Halterung des Ersatzrades unter dem Wagen zu lösen. Dazu musste die

Kurbel in ein passgenaues Loch eingeführt werden, was ihm wegen seiner Körperhaltung trotz einiger Versuche nicht gelang. Also krabbelte ich unter den Wagen, führte die Kurbel ein und er leierte drauf los. Das Rad löste sich mit jeder Umdrehung der Kurbel ein wenig. Gleichzeitig spannte sich die Kette. Bis schließlich die Felge nur noch an der stramm gespannten Kette und dem Vorhängeschloss hing. Nun gab es weder ein vor noch ein zurück. Er fluchte in einer mir unbekannten Sprache, nahm sein Handy und fragte bei irgendjemand nach, ob es noch einen weiteren, verfügbaren Geländewagen auf dem Areal gäbe. Und so wurde uns ein kleiner Ford als Alternative angeboten. Dieser Art der Problemlösung stimmte ich jedoch nicht zu und so ging der Mitarbeiter auf die Suche nach jemand, der sich wirklich mit Fahrzeugtechnik auskannte.





Zwischenzeitlich versuchte ich mit den Schlüsseln, die zu dem Toyota gehörten, das überaus verdreckte Vorhängeschloss zu öffnen. Aber ich entdeckte keinerlei Öffnung, in die einer der drei Schlüssel gepasst hätte. Recht zügig kam der stämmige Mitarbeiter von Hertz tatsächlich mit jemandem im Blaumann zurück. Flink war derjenige unter dem Wagen verschwunden und erkannte das Problem umgehend. Über das Vorhängeschloss war eine Kappe gezogen, die verhindern sollte, dass Dreck in das Schlüsselloch gelangt. Zusammen hoben wir das Rad an, er entriegelte das Vorhängeschloss und das Ersatzrad konnte wie gewünscht auf die Ladefläche verbracht werden. Die Frage an den Hertz-Mitarbeiter, ob der Wagen eine Reifendruckkontrolle besäße, wurde natürlich sofort mit ja beantwortet. Trotz berechtigter Zweifel fragte ich nicht weiter nach. Also Koffer in den Wagen und ab die Post. Das mit dem Blinken und Schalten war natürlich wieder eine besondere Herausforderung. Die Scheibenwischer wischten, anstatt dass die Blinker blinkten und das dauerte noch einige Kilometer an. Auch mit dem Getriebe gab es gewisse Kommunikationsschwierigkeiten, besonders die Tatsache, dass der Rückwärtsgang sich gerne mal beim Anfahren in den Vordergrund drängelte, war gelinde gesagt etwas nervig. Irgendwann stellte ich allerdings fest, dass es zwar so gut wie keine mechanische Sperre für den Rückwärtsgang gab, aber bei dessen Einlegen ein Piepsgeräusch ertönte.



Kapstadt

So fuhren wir vom Internationalen Flughafen Kapstadt in den Vorort Somerset West, in dem unsere Bekannten leben. Rudi und Liesel Schürkes wanderten in 1968 aus. Rudi war Schulfreund meines Vaters und zusammen hatten sie sicher einiges in ihrer Jugend angestellt. Heike, ihre Tochter ist in meinem Alter und war damals, als sie nach Südafrika umsiedelten, wohl sieben Jahre alt. Über all die Jahre hatten meine Eltern regelmäßig Kontakt zu den „Südafrikanern“. Besuche in Afrika und natürlich in Deutschland fanden immer wieder statt. Heike hatte ich jedoch seit damals nicht mehr getroffen. Entsprechend gespannt waren wir beide auf unser Wiedersehen.

Das Tomtom führte uns fast auf direktem Weg zu dem Wohnhaus von Heike Schürkes-Evans und ihrem Mann Clint. Das Haus besticht durch seine tolle Lage, die den Blick über die Bucht des Indischen Ozeans preisgibt. Angekommen, dieses Gefühl kam auf, als wir zusammen im Wintergarten bei Getränken und leckerem Essen den exotischen Vögeln im für uns tropisch anmutenden Garten zuschauten. Die Reisestrapazen der vergangenen 18 Stunden konnten wir nun hinter uns lassen und entspannt den kommenden Tagen entgegen schauen.

Zwischendurch parkte ich den Geländewagen im gesicherten Hof und wir bezogen unser Zimmer für die nächste Nacht. Locker plauderten wir über die Vergangenheit, die Familie, die Kinder, den jeweiligen Job. Schon seltsam, fast 50 Jahre waren seit unserem letzten Treffen vergangen und trotzdem fühlte es sich an, als hätten wir uns erst vor kurzer Zeit das letzte Mal gesehen. Die beiden Kinder von Heike und Clint waren inzwischen, so wie unsere Beiden, erwachsen. Heike hat sich mit einer Art Reisebüro für Mitarbeiter von Regierungsorganisationen etabliert und beschäftigt etliche Mitarbeiter in einem Bürogebäude direkt neben dem Wohnhaus. Sie erzählte von

der wirtschaftlich schwierigen Lage in Südafrika und den Problemen, die sich seit der Regierungsübernahme von Präsident Zuma verschärften. Die unter Nelson Mandela angestrebte Einung des Volkes wurde und wird inzwischen nicht mehr angestrebt, so der Eindruck. Mit der einseitigen Förderung von wenigen Schwarzen bei gleichzeitigen immer weiter ausufernden bürokratischen Hürden und unsäglicher Benachteiligungen von Weißen gerät die Gesellschaft in Südafrika immer stärker in Schieflage. Grundlage für die wirtschaftliche Betätigung bildet inzwischen das Broad-Based Black Economic Empowerment Gesetz. Selbst bei kleinsten Unternehmen müssen nun die Besitzverhältnisse so gestaltet werden, dass nur eine Minderheit der Anteile von Weißen gehalten werden. Eine Auswirkung davon ist, dass immer mehr gut ausgebildete und erfolgreiche Bürger Südafrika den Rücken kehren. Die wirtschaftliche Situation der großen Mehrheit der Bevölkerung leidet an der daraus genährten Rezession und der daraus resultierenden extrem hohen Arbeitslosigkeit. Soziale Sicherungssysteme sind kaum vorhanden und werden oftmals zu Propagandazwecken der Regierung missbraucht. Im Bildungsbürgertum, unabhängig von Hautfarbe und Herkunft, ist man inzwischen mehr und mehr desillusioniert. Das soziale Engagement beschränkt sich zunehmend auf das engste Umfeld. So werden oft nur noch die Familien von Angestellten weiterhin mitversorgt.

Nach diesem Exkurs in die Innenpolitik des Landes machte ich einen kurzen Einkaufsbummel. Auf meiner Einkaufsliste standen hilfreiche Gerätschaften für die Fahrt durch unwegsames Gelände. Wagenheber, Ersatzkanister, Kompressor, Sandleitern und ein zusätzliches Ersatzrad. Am Stadtrand von Somerset West gibt es einige Einkaufszentren darunter auch die „4x4 megaworld“. Hier bekommt man so ziemlich alles, um in der Wildnis klarzukommen. Beim Bummeln durch den Laden wurde mir jedoch schnell bewusst, dass die hiesige Preisgestaltung

nicht so ganz meinen Vorstellungen entsprach. Ersatzkanister okay, der lag in meinem Budget, Kompressor und Wagenheber gab es nur in der Luxusausführung und die dort ausgestellten High-Tec Sandleitern waren schier unerschwinglich. Ersatzräder, das hatte ich bereits vermutet, gab es hier nicht. Meine Entscheidung fiel auf einen gelben Kanister für Dieseltreibstoff. Bevor ich den Kauf tätigen konnte, musste ich feststellen, dass ich meine Kreditkarte nicht zum Einkaufen mitgenommen hatte. So ging meine Fahrt unverrichteter Dinge wieder zurück in das schicke Wohnviertel.

Inzwischen rüsteten die beiden Heikes für einen Landausflug in die Umgebung rund um die False Bay. Ziel waren die eleganten Weingüter der Region. Wir holten Liesel Schürges von deren Haus, welches Teil einer Wohnanlage ist, die einige Querstraßen entfernt liegt, ab. Ihr Mann Rudi würde später zum Abendessen zu uns treffen. Bevor wir Somerset West verließen, besuchten wir noch eine Bekannte von Heike, die ein soziales Jugendprojekt organisiert, um dort einige Sachspenden abzugeben. Von dort ging die Reise durch die von Weinbau geprägte Landschaft in Richtung der bekannten Winzerstadt Stellenbosch. Unser erster Besuch galt dem Weingut Morgenster mit seinem mediterranen Flair. Dazu passt auch, dass dort neben Weinen auch Oliven angebaut werden. Bereits auf dem Parkplatz erkannte Heike Schürkes ein exotisch anmutendes, auffälliges Wohnmobil mit deutschen Nummernschildern. Das Fahrzeug gehörte Weltenbummlern, die sie vor Wochen im Norden von Südafrika kennengelernt hatte. Auf der Terrasse des Restaurants saßen die Langzeittouristen und genossen den hier gereiften Pinotage, ein Rotwein, der fast ausschließlich in Südafrika angebaut wird. Im Gespräch stellte sich raus, dass das Wohnmobil Südafrika demnächst in Richtung Südamerika verlassen werde. Die „Aufenthaltsgenehmigung“ für das geländegängige Allzweckmobil lief in den



nächsten Wochen ab und dann würde die Importsteuer fällig. Wie in vielen Ländern übersteigen auch in Südafrika diese Kosten den Zeitwert des Fahrzeuges.

Auf der Weiterfahrt über gut ausgebaute Straßen begleiteten uns zeitweise idyllisch angelegte Bachläufe. Bei dem Weingut Lourensford pausierten wir und genossen bei einem Rundgang die mit allerlei Kunstwerken gespickte Anlage. Das Anwesen wird oft und vielseitig genutzt. Eine Lokation für aufwendige Hochzeiten oder, wie an diesem Tag, für Schulabschlussfeiern. So waren die jungen Damen, die wir antrafen, in aufwendigen, eleganten Roben auf dem Gelände unterwegs und die Jungs dazu in Maßanzügen. Die dazugehörigen Familienmitglieder nutzten jede Gelegenheit, gestellte Fotos in dem fotogenen Ambiente zu machen.

Langsam ging es auf den Abend zu und wir verließen die Weinregion. Neben dem Rebensaft ist die Region für ihre frisch gefangenen Meeresfrüchte bekannt und somit ging es nach Gordon's Bay, einer Hafenstadt am östlichen Rand der False Bay. Die eindrucksvollsten Wohngebäude stehen auf Stelzen an der extrem steilen Hanglage und haben sicher einen wundervollen Ausblick bis zur Cape-Halbinsel. Nachteilig an dieser Lage, so erklärte uns Liesel, sei jedoch der ständig wehende Wind. Im Hafen angekommen tanzte uns der Parkwächter den Weg in die passende Parkbucht. Natürlich ging es dabei weniger um seine Tanzkunst, als um ein ordentliches Trinkgeld, ein ordentliches Tip.

Das Restaurant der Wahl hieß „Ocean's Basket“ und liegt direkt an der Mole des Gordon's Bay Yacht Clubs. Uns wurde ein Tisch am Fenster mit Sicht auf die kleine Hafenanlage angeboten, den wir auch gerne nahmen. Bevor wir die Menükarte studierten, machten Liesel, meine Frau und ich einen kurzen Spaziergang entlang der Mole. Auf dem Damm standen einige Angler. Konzentriert auf den

Schwimmer der Angelschnur stand einer der Fischfänger fast am Ende der Mole. Neben ihm ein Eimer für den Fang und eine Plastiktasche mit seinen Ködern, trockenem Brot. Als wir uns näherten bemerkten wir, dass die Tüte mit dem Brot sich bewegte. Tatsächlich klaute gerade eine fette Ratte einen großen Brocken aus der Tüte. Als sie uns bemerkte, verharrte sie kurz und starrte erschrocken zu uns auf. Inzwischen hatte sich auch der Angler,



aufmerksam geworden durch unsere Rufe, umgedreht und versuchte, umgehend seine Köder zu retten. Die Ratte, förmlich umzingelt, ließ von dem Brot ab und verschwand geschwind zwischen den Steinen der Mole.

Die Sonne neigte sich zu diesem Zeitpunkt recht schnell dem Horizont entgegen, der von unserem Standort aus durch die Silhouette der Cape-Halbinsel begrenzt war. Zeit zum Restaurant zurückzukehren und sich dem Abend-schmaus hinzugeben. Die Karte bot so ziemlich alles, was hier das Meer zu bieten hat. Empfohlen wurde uns von der Bedienung „Hake-Filet mit Chips“. Der Hake aus frischem Fang wurde noch hinzugefügt. Was ist ein Hake? Das war die spannende Frage. Ein Fisch, das war klar.

Alle Versuche, uns zu erklären um welches Meerestier es sich handelt, scheiterten. So gingen wir das Risiko ein und bestellten Hake mit Pommes. Später ermittelte ich, dass es sich bei dem leckeren Hake um einen Meerhecht handelte.

Noch bevor wir bestellen konnten, kam endlich Rudi zu uns ins Restaurant. Er hatte vorher noch Stammtisch und der dauerte etwas länger als geplant. Schnell kamen wir mit Rudi ins Gespräch und er hatte einiges aus seiner Zeit in Südafrika zu erzählen. Als Bauleiter lernte er den Süden Afrikas in Zeiten kennen, in denen die Infrastruktur der hiesigen Länder keine asphaltierten Straßen kannte, als Telekommunikationsanlagen eine Seltenheit waren. Er baute mit seinen Mitarbeitern in den siebziger Jahren Schulen und andere öffentliche Gebäude im Norden des Landes, in dem damals die Apartheid ihren Höhepunkt erreicht hatte. Die Fahrten zu den Baustellen, die oft in unwegsamem Gelände lagen, dauerten nicht selten mehrere Tage. Auch in Botswana war er tätig. Von dort hat er eine besondere Erinnerung an eine Fahrt über eine Salzpfanne, bei der er mit seinem Lastwagen einbrach. Über Stunden lief er damals zurück zum Camp. Der Marsch durch diese Salzwüste setzte seinen Füßen und Beinen dermaßen zu, dass er an den Wunden, die der Salzstaub in die Haut ätzte, noch lange litt.

Gut gesättigt und erfüllt von den Anekdoten von Rudi traten wir die Fahrt zurück nach Somerset West an. Der lustige Parkwärter hatte wohl bereits Feierabend gemacht, sodass wir kein zusätzliches Trinkgeld übergeben konnten. Angekommen, wurden wir von Heikes Ehemann Clint begrüßt. Trotz unserer Müdigkeit hatten wir noch genug Energie, um uns mit Clint über allerlei zu unterhalten. Er versteht unsere Sprache recht gut, spricht aber so gut wie kein Wort Deutsch. Golf spielen ist aktuell seine Leidenschaft. Auch spielt die Familie mit dem Gedanken, ihre Zukunft in Deutschland zu suchen, zumindest wenn sich

die politische Situation in Südafrika weiter verschlechtert. Sein Problem dabei ist, dass seine Frau Heike und die beiden Kinder zwar die deutsche Staatsangehörigkeit haben, er jedoch nicht. Angeblich bekäme er daher nur ein Visum für den Aufenthalt in der EU über sechs Monate.

Auch kam ich mit Clint ins Gespräch über unsere weitere Reisestrecke. In dem Zusammenhang erkundigte ich mich nach seinen Erfahrungen im Bezug auf zusätzliche Bord-ausrüstung für den Toyota Hillux. Er sah die Sache deutlich entspannter als so mancher Kommentator in den Internetforen. Ein zusätzliches Ersatzrad hielt er schon für hilfreich, aber ein Kompressor müsse nicht unbedingt sein. Man könne auch noch gut mit abgesenktem Reifendruck und angepasster Geschwindigkeit bis zur nächsten Tankstelle fahren. Diese Einschätzung beruhigte mich deutlich.

Ausgeruht und gut gelaunt erwachten wir am nächsten Morgen. Clint und seine Heike hatten bereits den Frühstückstisch reichlich gedeckt. So genossen wir unser erstes Frühstück dieses Urlaubs ausgiebig. Wir setzten unsere Gespräche vom Vorabend fort und bekamen einige Vorschläge für die nächsten Tage in Kapstadt. Der Aufbruch nahte. Jedoch mussten wir noch die Inhalte unserer Koffer passend für die Erfordernisse umpacken. Hier in der Kap-Region waren die Temperaturen erstaunlich niedrig und so wanderten die langen Klamotten von unten nach oben und umgekehrt. Winkend verabschiedeten wir uns von Clint und Heike, bis wir in die nächste Hauptstraße einbogen.

Unsere Reiseplanung führte uns heute nach Hermanus, eine Hafenstadt rund 70 km östlich von Kapstadt. Dieser Ort ist bekannt für häufige Walsichtungen. Glattwale suchen die dortige Bucht auf, um im warmen Wasser des Indischen Ozeans ihren Nachwuchs aufzuziehen. Auf dem Weg dorthin überquerten wir den Sir Lowry's Pass, von dessen Kamm wir kurz die Aussicht über die gesamte



False Bay, also die Bucht südlich von Kapstadt, genossen. Weiter führte die Strecke durch Obstplantagen und Wein-güter. Nach gut einer Stunde erreichten wir Hermanus, wohl die einzige Stadt weltweit, die sich einen Walbläser leistet. So erklingt, sobald ein Wal in der Bucht gesichtet wird, das Horn des Bläses.

Das ausgewählte Unternehmen, welches den Bootstrip durchführen sollte, hat seinen Sitz in einem Gewerbe-gebiet in Hafennähe. Wir parkten den Toyota auf dem verwaisten Parkplatz einer Restaurantruine. Hier sollten wohl einmal maritime Köstlichkeiten angeboten werden, aber das Vorhaben scheiterte, so wie es sich darstellte, bereits in der Bauphase. Da wir bis zum Beginn der Boots-fahrt noch gut eine halbe Stunde Zeit hatten, erkun-deten wir die Hafenanlage fußläufig. Etliche Anbieter für Whale-Watching-Touren haben ihre Verkaufsstände auf dem Areal. Eine marode Yacht lag auf dem Trockenen, um wieder zum Leben außerweckt zu werden. Einige Touristen, die wohl auch auf das Ablegen eines der Beob-achtungsschiffe warteten, richteten ihre Ferngläser und Teleobjektive in Richtung Meer und tatsächlich hatten wir bereits jetzt unsere erste Sichtung eines Wales. Trotz der Entfernung konnte man den Blas, die Fontänen die beim Ausatmen entsteht, und den mächtigen Leib des Tieres gut sehen.

Schiffahrt, der Dirk und sein Magen - eine ungünstige Kombination. Vor Jahren war mir bereits eine Whale-Watching-Tour in Kalifornien schwer auf mein Gleich-gewichtsorgan und daher auch schwer auf den Magen geschlagen. Super Pep, ein kaugummiartiges Medika-ment, sollte mir diesmal helfen, den Ausflug auf das Meer genießen zu können. Rechtzeitig vor dem Ablegen des Bootes wurde nun gekaut. Um kein Risiko einzugehen, schloss sich Heike meinem Tun an. Lecker schmeckte das zwar nicht, aber im weiteren Verlauf zeigte sich, dass dies eine gute Entscheidung war.

Pünktlich um 11:00 Uhr erhielten wir in einer ehema-ligen Lagerhalle eine kurze theoretische Einführung über Meeressäuger. So lernten wir, dass unsere Aufmerksam-keit am heutigen Tag den Südkapern oder Southern Right Whales galt. Die „technischen Daten“ dieser Kolosse wurden uns genannt, nicht ohne zu erwähnen, dass die Hoden der Südkaper je 500kg wiegen und bei der Begat-tung 20 Liter Sperma freisetzen. Je nach Herkunft und Geschlecht der Zuhörenden wurde diese Information mit Staunen, Gelächter oder eher verlegen aufgenommen. Dann ging es gemeinsam aus der muffigen Halle in Rich-



tung Hafenbecken. Gut dreißig Touristen aus aller Herren Länder bestiegen den gut ausgestatteten Katamaran. Emile, der Skipper, stellte sich vor und gab einige Sicher-heitsregeln bekannt. Dann startete er die beiden Boots-motoren und deren 760 PS beschleunigten das 15 Meter lange Boot zügig.

Bereits nach gut einer viertel Stunde wurden von Phillip, unserem Touristguide, in großer Entfernung die ersten Wale gesichtet. Emile steuerte daraufhin das Boot auf

die Position zu, an der die Wale aufgetaucht waren. Die Touristen brachten ihre Kameras in Stellung und jede Fontaine wurde abgelichtet. Nach und nach wurde der Abstand zu den Südkapern geringer und die Bildausbeute besser.

Diese Walart, die Südkaper, ist gut an den weißen Hautwucherungen zu erkennen. Bei jedem Tier sind diese anders angeordnet und ausgeprägt. Ähnlich wie bei uns Menschen mit unseren Fingerabdrücken, können so die Tiere leicht identifiziert werden. Immer wieder tauchten in den unterschiedlichsten Himmelsrichtungen vereinzelte Wale oder ganze Gruppen auf. Besonders aufregend wurde es dann, als sich Walmütter mit ihrem Nachwuchs dem Katamaran näherten und letztlich sogar direkt darunter hinweg tauchten.



Auf dem Rückweg bekamen wir dann noch eine Schule Delfine zu Gesicht, die das Boot eine Weile lang begleiteten. Dank der Crew, dem Wetter, der Wale und Super Pep war das ein toller und aufregender Vormittag.

Zurück im Hafen ging die Fahrt über die kurvenreiche Küstenstraße Richtung Kapstadt. Bei wunderbarem Wetter mit Sonnenschein und vereinzelt Wolken genossen wir

die herrliche Landschaft. Das nächste Ziel hieß Betty's Bay, Pinguin Kolonie. Da wir von Heike Schürkes nur gesagt bekommen hatten, dass die Pinguine in Betty's Bay besser zu sehen wären als am Kap bei Boulders Bay, hatten wir keine konkrete Anschrift. Mit etwas Sucherei und der freundlichen Mithilfe eines Einheimischen fanden wir das Reservat Stony Point an der Küste recht zügig. Leicht hungrig nutzten wir die Chance, in der dortigen Restauration mit dem Namen „On the Edge“ unsere Mittagspause mit dem Verzehr zweier Schinkensandwiches mit Pommes zu verbringen.

Bereits wenige Meter neben dem Restaurant oder besser gesagt neben der Imbisshalle, beginnt die Kolonie der Brillenpinguine. Die teilweise künstlichen Bruthöhlen reichen von den Felsen am Strand bis direkt an die Wohnbebauung.

Ein Holzsteg führt über die gesamte Kolonie bis zur Spitze der felsigen Halbinsel. Von diesem Steg ließen sich die tapsigen, flugunfähigen Vögel gut beobachten. Die Elterntiere hatten ihre sichtliche Mühe, die Felsen des Küstenstreifens zu erklimmen. Die Beobachtung der Bewegungsabläufe der Pinguine, deren ungeschickten Kletterversuche und den wagemutigen Sprüngen von Fels zu Fels ließ uns geraume Zeit dort verbringen. Oft erschienen uns die Tiere wie Clowns in der Manege. Da die Jungvögel gerade ihr Kindergefieder verloren, sahen diese nicht gerade elegant, sondern ziemlich zerrupft aus. Neben den Hauptdarstellern, den Brillenpinguinen, belebten Klippschiefer, Kormorane und natürlich Nilgänse die Szene.

Entlang der Küste ging die Reise weiter nach Kapstadt. Gar manche Haltebucht entlang der kurvigen Straße lud zum Verweilen ein. Zu meinem Erstaunen entdeckte Heike während einer solchen Pause Wale in der dortigen Bucht. Unweit der Küste tauchten Südkaper zum Atmen auf, um



dann wieder spielerisch abzutauchen. Dabei strecken sie ihre Fluke weit aus dem Wasser, es sah fast so aus, als würden sie uns zuwinken.

Die Küstenstraße endete in Gordons Bay am östlichen Ende der False Bay. Von dort ging es dann über den Highway N2 nach Kapstadt. Vorbei an den vorgelagerten Städten mit Hochhäusern, Villenvierteln aber auch großen Arealen mit Wellblechhütten. Die Anzahl der Fahrspuren der gut ausgebauten Autobahn nahm zu und andere Zubringerstraßen vereinten sich mit der N2. Als wir die vorgelagerten Ausläufer des links liegenden Tafelbergs überquerten, öffnete sich der Blick auf Kapstadt. Die riesigen Containerkräne des Tiefseehafens standen wie ein Begrüßungskomitee aufgereiht an der Pier. Die Autobahn führte direkt in das Herz der Weltstadt. Mit James, dem Inhaber der über Airbnb vermarkteten Wohnung, hatten wir ausgemacht, dass wir gegen 18.00 Uhr bei ihm eintreffen würden, um die Wohnung zu beziehen und um die Schlüssel zu erhalten. Die Abrechnung der Mietkosten war bereits über das Airbnb-Portal erfolgt. Das Navigationsssystem führte uns zu dem südlichen Ende der Main Road. Dort sollte eigentlich das Gebäude mit der Bezeichnung Devonshire House zu finden sein. Trotz ausgiebiger Suche war weder das Gebäude noch eine annähernde passende Hausnummer zu entdecken. So kontaktierte ich James per SMS. Er meldete sich umgehend auf dem gleichen Weg und fragte nach unserem Standort. Schnell wurde ihm bewusst, dass unser Navi uns nahezu an das entgegengesetzte Ende der Mainstreet gelotst hatte. Er gab uns den Namen der Nebenstraße durch, die direkt bei dem Haus, in dem sich die Wohnung befindet von der Mainstreet abzweigt. Traditionell also mit Navi 1.0, also mit meinem Stadtplan von Kapstadt, machten wir uns auf den richtigen Weg. Kurz vor 18:00 erreichten wir die besagte Nebenstraße. Wir meldeten uns wieder per Handy bei James, der unseren Wagen jedoch bereits

gesichtet hatte. Die Einfahrt in die Parkebenen des Appartementhauses war allerdings nur über eine Einbahnstraße zu erreichen, sodass ich noch eine Runde durch Green Point, so der Namen des Stadtteils von Kapstadt, drehen musste. Als ich vor dem Garagentor, welches sich automatisch öffnete, ankam, beschlichen mich Bedenken, ob der Toyota Hilux wirklich durch die Toröffnung passen würde. Mit äußerster Vorsicht tastete ich mich mit dem Wagen in die Garage. Tatsächlich passte der Hilux durch. Mit Schrecken stellte ich dann fest, dass die eingezeichneten Stellplätze wirklich viel zu eng für den ausladenden Pickup waren. Die Erleichterung kam erst auf, als James mich zu dem letzten Parkplatz direkt neben der Ausfahrt führte. Dieser Stellplatz war sowohl länger als auch breiter als die



restlichen auf dieser Ebene. Trotz dieser Größe musste ich mehrfach rangieren, bis der Wagen so stand, dass die Ausfahrt für die anderen Nutzer frei war. Pünktlich zur vereinbarten Zeit konnten wir nun James begrüßen. Er half uns, unser Gepäck zu dem Appartement zu bringen. Dazu mussten wir uns beim Portier, der eine sehr offiziell aussehende Uniform trug, anmelden. Wie in Kapstadt üblich, wurde auch dieses Haus rund um die Uhr von Sicher-

heitspersonal bewacht. Mit dem Aufzug ging es nur ein Stockwerk in die Höhe. Zu unserem Erstaunen führte der Weg vom Lift über die zweite Parkebene zu einer vergitterten Tür. James schloss sowohl die Gittertür als auch die Wohnungstür auf. Als wir eintraten, waren wir überaus positiv überrascht. Das Appartement war recht groß und äußerst stilvoll eingerichtet. Pikobello sauber mit WLAN, zwei Flachbildfernsehern mit DVD-Player, einer schicken Küche, einem Balkon mit Aussicht Richtung Waterfront, kurz gesagt: ein Traum. Nachdem uns James in alles eingewiesen hatte, gab er noch einige Tipps und versäumte nicht, auf den Wassernotstand hinzuweisen. Auf der Fahrt in die Stadt hatten wir bereits große elektronische Hinweistafeln gesehen, die die aktuelle Verfügbarkeit von



Trinkwasser anzeigten. „Water crisis dam level 28%“ stand dort in großen Lettern. Für den Abend hatten wir einen Besuch der A&H Waterfront, einem Bereich des historischen Hafens der vor Jahren für Touristen aufgehübscht wurde und der sich inzwischen zu einem Besuchermagnet entwickelt hat, geplant. Als wir losgingen, hatte die Dämmerung bereits eingesetzt. Dass wir uns möglichst

ohne sichtbare Wertgegenstände in der Stadt bewegen sollten, hatten wir ebenfalls von James empfohlen bekommen. So machte sich ein ungutes Gefühl bei uns breit, als es zunehmend dunkler wurde. Meine Kamera versuchte ich, möglichst unter meiner Jacke zu verbergen. Entlang der Straße Richtung Bucht liegen einige Hotels sowie ein Krankenhaus. Zu unserer Erleichterung hatten diese Gebäude alle ein Pförtnerhäuschen mit Sicherheitspersonal. Obwohl es nur ein kurzer Spaziergang bis zum Eingang des Areals war, senkte sich bereits vor Erreichen die Dunkelheit der Nacht über die Stadt.

Ein beleuchtetes Riesenrad wies uns den Weg. Ein Gewimmel von Autos und Menschen umgab uns, als wir in die Straße direkt vor dem Eingangsportal einbogen. Afrikanische Musik drang durch die Menschenmassen. Als wir näher kamen, entdeckten wir die Schallquelle. Eine Streetband mit reichlich Schlagwerk unterhielten mit ihrer traditionellen Musik, die mit modernen Elementen gespickt war, die Besucher. Unwillkürlich musste ich an die Busecker FireBeazz denken, die seit Jahren mit ähnlicher Instrumentalisierung erfolgreich in Mittelhessen musizieren. Am Riesenrad vorbei erreichten wir die Pier. Neben einigen großen Booten und einem „Piratenkahn“ war auch eine riesige Yacht mit dem Namen M5 an der Pier vertäut. 75 Meter lang und mit einer Masthöhe von fast 90 Metern gehört dieses imposante Schiff zu den zehn größten Segelyachten der Welt. Besonders überrascht waren wir, als wir auf dem Heck entdeckten, dass die Yacht über ein eigenes Wasserflugzeug verfügt. Recherchen zu diesem Luxusobjekt ergaben, dass der erste Eigner der Inhaber von Avis Rent war, inzwischen jedoch das Boot den Eigentümer gewechselt hat. Rodney Lewis, ein im allgemeinen unbekannter Amerikaner, der sein Vermögen durch die Förderung von Öl und Gas gemehrt hat, erwarb das maritime Schmuckstück und ließ es nach seinen Vorstellungen umbauen.



Wir bummelten durch die unterschiedlichsten Geschäfte, in denen allerlei afrikanisches Kunsthandwerk angeboten wird. Daneben sind in der alten Werft „Victoria Wharf“ auch die international agierenden Modeproduzenten mit ihren Dependenzen vertreten. Ausreichend Möglichkeiten unser Hungergefühl zu besänftigen, waren auch im Angebot. Nach einiger Diskussion ließen wir uns im Außenbereich eines Italieners nieder. „Mitchello“ prangte in rot leuchtenden Neon-Buchstaben von dem Gebäude. Mit Gasheizern wurde die kühle Frühlingsluft, die vom Meer her wehte, angeheizt. Zusätzlich gab es noch Decken zum Wärmen der Gliedmaßen. Nachdem wir Platz genommen hatten und während wir die Speisekarte studierten, begannen zwei afrikanische Tenöre akzentfrei Arien aus italienischen Opern in einer unglaublichen Qualität zum Besten zu geben. Mit viel Applaus versehen wurden die Darbietungen über einen längeren Zeitraum begleitet. Im Anschluss daran fing ein Chor an, mit traditionellen Liedern den Gästen das Gefühl zurückzugeben, dass man sich nicht im Hafen von Neapel befinde, sondern am südlichsten Hafen von Afrika.

Nach dem guten Abendessen führte uns unser Heimweg wieder vorbei an den afrikanischen FireBeazz. Ohne Probleme oder kritische Situationen erreichten wir total müde das Appartementhaus, welches für die nächsten zwei Nächte unsere Heimstätte sein sollte.

Kap der Guten Hoffnung

Ein guter Urlaubstag beginnt unbedingt mit einem guten Frühstück, das dachte ich mir bereits bei der Planung der Reise und so hatte ich bereits von Zuhause ein besonderes Café für diesen Morgen ausgesucht. Origin, eine Gastronomie in einem alten Lagerhaus mit einer riesigen Auswahl an selbst gerösteten Kaffeesorten aus aller Welt. Von dem Devonshire Apartmenthaus, in dem wir untergebracht waren, sind es weniger als ein

Kilometer Fußmarsch bis dorthin. Beim Verlassen des Hauses wunderten wir uns darüber, dass auf dem Mittelstreifen der vierspurigen Main Road ein Volkslauf stattfand. Männer, Frauen und Jugendliche aller Altersklassen waren auf den Füßen. Die offizielle Apartheitspolitik ist zwar schon lange Geschichte, jedoch im alltäglichen Leben noch immer präsent. Dies wurde uns klar, als wir merkten, dass alle Sporttreibenden weiße Hautfarbe hatten. Auf dem Weg zu der ausgewählten Frühstückslotation kamen wir an mehreren anderen Cafés vorbei, alle waren noch geschlossen, weil es Samstag war. Mussten wir jetzt noch eine Stunde bis zum köstlichen Frühstück warten? Diese Frage erübrigte sich, als wir in die Straße einbogen. Aus der Entfernung war die geöffnete Lokation schon zu sehen. Klein aber sehr fein, das Café bietet im Außenbereich an lediglich drei Tischen mit jeweils vier



Sitzplätzen seine Leckereien zum Verzehr an. Zu unserem Glück gab es neben einem Pärchen aus Australien noch genau zwei freie Hocker. Die Forumseinträge im Internet hatten nicht übertrieben. In der Getränkekarte waren alle Kaffeeanbaugebiete der Welt abgebildet. In der Morgensonne genossen wir Kaffee, heiße Schokolade, Croissants und ein super leckeres Müsli mit frischem Obst.

Zwei Straßenecken weiter erreichten wir das Malayenviertel von Kapstadt, Bo-Kaap. Dieser Stadtteil wurde im achtzehnten Jahrhundert von Einwanderern aus Asien gegründet. Die sogenannten Kapmalayen stellen noch heute die Mehrheit der Bewohner dieses Quartiers dar. Zwischen den malerischen farbenprächtigen Häuschen stehen ebenso bunte Moscheen. Nur daran erkennt man,

dass der Islam in diesen Straßen die vorherrschende Religion ist. Aber in direkter Nachbarschaft stehen auch zwei altherrschaftliche christliche Kirchen und die Menschen leben freundschaftlich miteinander. Aktuell kämpfen die ursprünglichen Bewohner mit dem auch in unseren Großstädten bekannten Phänomen der Gentrifizierung. Bo-Kaap ist hip, die Mieten steigen und so werden Kapmalayen aus ihren angestammten Häusern verdrängt.

Unweit des farbenfrohen Stadtteils befindet sich der Platz mit dem ältesten Markt von Kapstadt, der Greenmarket Square. Neben niedlichen Tieren und Schuhgeschäften gehören Märkte zu den ultimativen Anziehungspunkten für Frauen, so zumindest meine Erfahrungen. Dies zeigte sich dann auch auf dem Greenmarket Square. Dort gibt

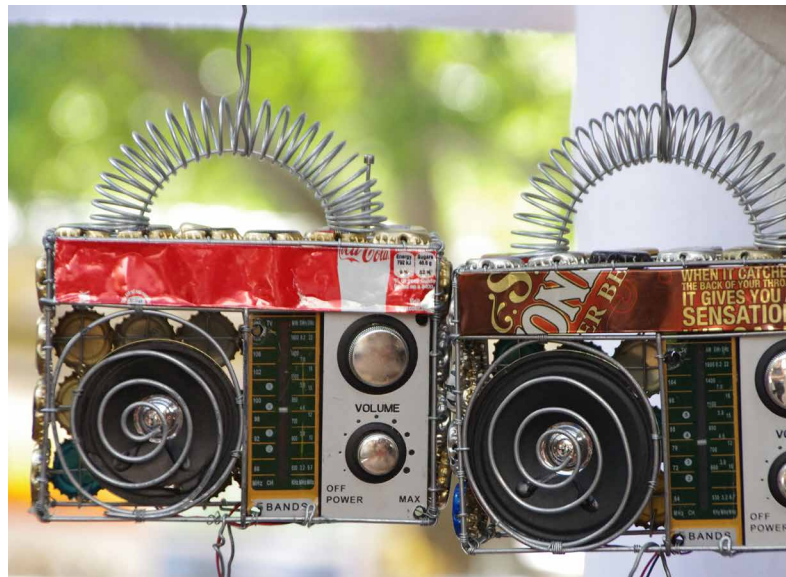




es, nicht wie der Namen vermuten ließ, einen Gemüsemarkt, sondern hier blüht der Handel mit allerlei Kunsthandwerk. Holzschnitzereien, Keramik, Textilien und sonstige Mitbringsel für die Daheimgebliebenen gilt es für die Händler, an den Mann oder noch lieber an die Frau zu bringen. Für Heike gab es zwei erstrebenswerte Produkte und die jeweils in vielfältiger Auswahl. Zum einen Tischdecken mit afrikanischen Mustern und zum anderen Kalimbas, ein Musikinstrument, welches aus metallischen Klangzungen besteht und mit den beiden Daumen gespielt wird. Das Thema Kalimba war schnell erledigt, die angebotenen Exponate waren musikalisch nicht verwendbar, sondern sie waren ausschließlich zu Dekorationszwecken geeignet. An unterschiedlichen Marktständen ließ sich meine Frau intensiv beraten und auch über die Preise wurde verhandelt. In dieser Zeit hielt ich die Eindrücke von diesem Markt mit meinem Fotoapparat fest. Am Ende des Marktbummels waren wir um viele digitale Bilder und um eine Tischdecke reicher.

Nachdem wir unser neu erworbenes Tischtuch in unserem Appartement abgelegt hatten, fuhren wir in Richtung des Kaps der guten Hoffnung. Durch Kapstadt ging die Fahrt am Fußballstadion vorbei, welches für die Weltmeisterschaft 2010 neu errichtet wurde, entlang des fast menschenleeren Strandes. Über die Victoria Road fuhren wir zwischen der Gebirgskette „Zwölf Apostel“ und maleischen Stränden hindurch immer weiter nach Süden. Das strahlende Wetter lud uns zu einem Halt ein. Über eine Treppe erreichten wir einen Strand, an dem zwischen riesigen runden Felsen Taucher in Neoprenanzügen schnorchelten. Kinder spielten in den Wellen und andere genossen die Frühlingssonne. Ein weiterer Höhepunkt an diesem Tag war der Besuch des Hout Bay Market in dem gleichnamigen Fischerdorf. Jedes Wochenende findet dort ein buntes Treiben in der Markthalle statt. Kunst, Handel, Live-Musik und Kulinarisches unter einem Dach locken viele Besucher aus der Metropole Kapstadt hier in

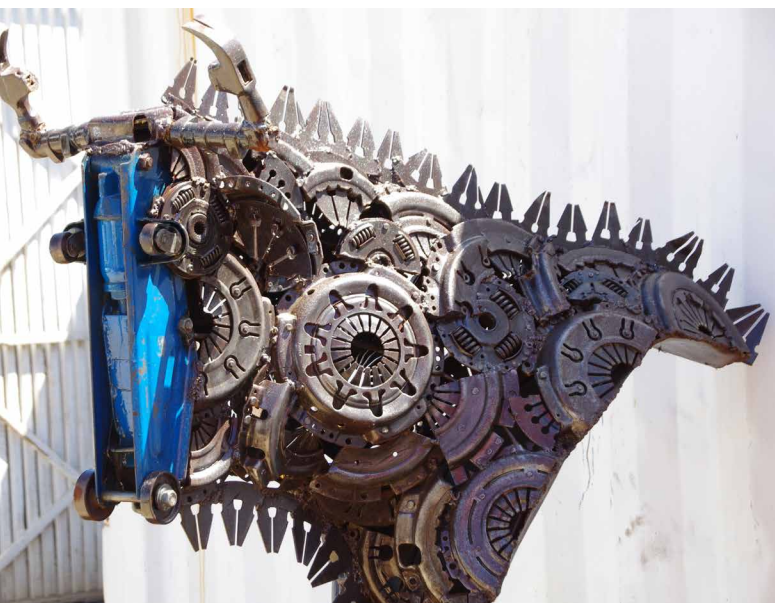
das abgelegene Örtchen. Das größte Problem von Hout Bay lernten wir schnell kennen. Eine stark wehende Brise bringt dauerhaft feinen Sand vom Meer in den Ort, sodass die Markierungen auf den Zufahrtsstraßen kaum noch zu erkennen waren. Hinter exponierten Stellen sammelte sich der Sand und bildete kleine Dünen. Auf dem Weg



zum Markt fanden wir direkt hinter der Markthalle, in der früher fangfrische Fische versteigert wurden, einen Parkplatz der für PKWs der wegen der Bordsteinhöhe nicht nutzbar war. Ein Parkwächter gab uns ein positives Zeichen, um uns zu ermutigen, das Hindernis zu bewältigen. Er hat sich damit sein Tip verdient und wir wussten, wenn der Tip okay ist, braucht man auch keine Angst zu haben, dass der Wagen aufgebrochen wird.

Schon im Hof außerhalb der Markthalle konnten wir die ersten Kunstwerke aus Altmetall bewundern. Recycling-Skulpturen aus verschlissenen Fahrzeugkupplungen und anderen mit Rost und Patina überzogenen Metallstücken, kunstvoll zusammengeschweißt schienen in dem

ummauerten Bereich zu leben. Eine Blech-Band spielte zu den Fabelwesen, die einer griechischen Sage entsprungen sein könnten. Offene Tore ließen uns einen Blick auf die Künstler und ihr Schaffen werfen. In einem der Ateliers waren Kinder und Jugendliche dabei, ihre Fantasien mit Farbe auf Leinwände zu bringen. Eines der Ziele dieser kulturellen Einrichtung ist es, Jugendlichen aus der Region die Möglichkeit zu bieten, sich künstlerisch zu betätigen. Gerade bei der extrem hohen Jugendarbeitslosigkeit in Afrika ist dies ein sinnvoller Ansatz. Zumal in touristischen Zentren wie Kapstadt das Kunstgewerbe durchaus einträglich sein kann. Mein besonderes Interesse galt einer



Kaffeebohnenröstmaschine, welche aus einem Fahrrad, einem Kanonenofen und anderen technischen Teilen, die eigentlich ihre Produktlebensdauer bereits längst überschritten hatten, konstruiert war. Mit zwei Holzscheiten und Beinmuskulatur gab es die Fitnessseinheit mit anschließend frisch geröstetem Kaffee. Wir verließen den Künstlerhof und wendeten uns dem kulinarisch und kommer-

ziell geprägten Teil der Halle zu. Heike schreckte bei dem Eingang zum ersten Restaurant zusammen. Die Melodien die von dort an unser Gehör drangen, waren uns geläufig und gehörten ganz sicher nicht in den südlichsten Zipfel des afrikanischen Kontinentes. Volkstümliche Weisen mit bajuwarischem Gesang, dazu blau-weiß-karierte Dekoration und ein riesiges Schild mit der Aufschrift „Oktoberfest this weekend!“.

Mit zügigen Schritten zog es uns weiter zu dem Haupteingang vom Hout Bay Market. Die große Halle war geschickt mit festen Marktständen unterteilt. Kunsthandwerk, modische Kleidung von T-Shirts mit unterschiedlichsten Motiven bedruckt bis hin zu eleganten Abendkleidern und aufwendig gestaltetem Schmuck wurden in der rechten Hälfte des Gebäudes zum Erwerb feilgeboten. In der andern Hälfte dominierten die kulinarischen Angebote. Rund um die Bühne, auf der die lokale Blues Band „The Professors“ die Besucher unterhielt, gab es Leckereien aus der ganzen Welt zum Genießen. Original italienische Pizza und Pasta frisch zubereitet direkt neben Biltong, dem bekannten südafrikanisch-namibischen Trockenfleisch, frisch gepresste Säfte neben gereiften Weinen. Während ich die Chance nutze, Biltong von unterschiedlichsten Wildtieren kostenlos zu probieren, besorgte Heike bei einem arabischen Stand für uns ein Mittagessen. Das Thema Biltong kam bei meiner Frau nicht so gut an, dabei war das so ähnlich zu essen wie Pfefferbeißer oder luftgetrockneter Schinken.

Gesättigt und mit einem orientalischen Sandwich bewaffnet begaben wir uns auf die nächste Etappe unserer Tour rund um das Kap. Auf dem Weg zum Toyota warfen wir noch einen Blick auf die Hafenbefestigung, die mit historischen Kanonen dekoriert ist. Selbst auf dem Weg zum Parkplatz gab es noch künstlerische Kleinode zu bewundern: Ein Vorgarten mit unterschiedlichsten Pflanzen und kleinen Skulpturen, das Yellow-Submarine



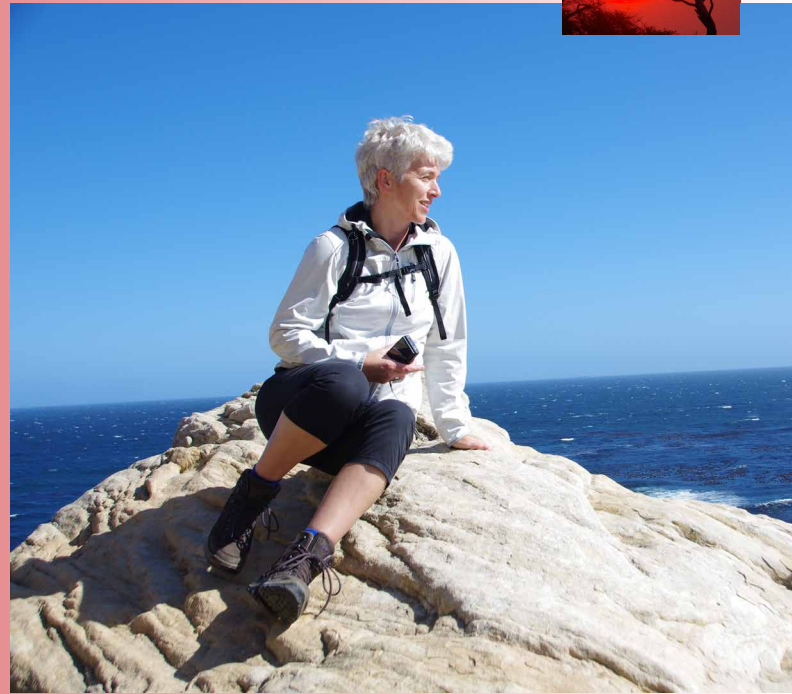
der Beatles verbarg die Tristesse der Rohre einer Kühlanlage oder auch eine Eisdielenrikscha mit historischem Aufbau und futuristischem Fahrwerk.

Eine wirklich eindrucksvolle Strecke entlang der Küste, der Chapmans Peak Drive, fordert dem Fahrer, also mir, einiges ab, während Heike die Aussicht nur bedingt genießen konnte, da auch sie die Augen kaum von der Straße nahm. Die in die Klippen gesprengte Straße lockt Motorradfahrer aus aller Welt an. Daher begegneten wir auf der mautpflichtigen Strecke zahlreichen Bikern. Auf diesem Weg gelangten wir von der westlichen Küste der Halbinsel zu den Stränden auf der Ostseite. Simson's Town bot mit seiner verträumten Häuserzeile im Kolonialstil eine Abwechslung zu den vielen Kurven der letzten Kilometer. Die Fahrbahn wurde nach und nach schmaler und wendete sich ab von der Küste gen Westen. Bereits aus der Entfernung sahen wir eine lange PKW- und Busschlange. Dies waren eindeutig die Fahrzeuge, die durch das Gate zum Kap der guten Hoffnung wollten. Der Abzweig von der Hauptstraße zur Zufahrt war als Kreisverkehr ausgebaut, sodass wir eine zusätzliche Runde nutzten um zu entscheiden, ob wir die Wartezeit auf uns nehmen wollten. Wir entschieden uns für das Kap und die dazugehörige Autoschlange. Anfangs war es die eine Straße, in der sich die Fahrzeuge aufreiheten. Später verteilten sich die Autos auf zwei Schlangen. Jeder kennt die Situation von den Kassen im Supermarkt oder bei McDonalds, man sucht die Reihe, in der es scheinbar am schnellsten vorwärts geht. So auch hier. Und es ging gut voran bis, und das war laut Murphy auch klar, vier Wagen vor uns die Insassen mit ihrer Kreditkarte Probleme hatten und das Bedienpersonal sich nur sehr behäbig damit auseinandersetzte. All die Wagen, an denen unsere, die bis dahin schnellste Schlange, hinter sich gelassen hatte, zogen nun zügig an uns vorbei. Eigentlich konnte mir das ja egal sein, wir hatten Urlaub und Zeit, aber was soll ich sagen, es hat an mir genagt, aber das können Sie sich ja bestimmt gut

vorstellen. Das Drama hatte dann auch irgendwann ein Ende und es ging nach der Bezahlung der Gebühr zügig weiter Richtung Südspitze. Die kleineren Verzögerungen durch Trödlern auf der engen Straße und eine größeren Baustelle kamen mir nach dem Aufenthalt am Gate gar nicht so schlimm vor. Wir entschlossen uns, nicht den Fahrzeugen zu folgen, die den Parkplatz am Leuchtturm ansteuerten, sondern fuhren die Küste unterhalb dessen an. Überrascht waren wir, als wir am Strand einen Strauß entdeckten. Irgendwie gehörten in unserm Kopf Strauße in die Halbwüste und nicht an den Strand. Da der Parkplatz am Ende der Straße mit Bussen und PKWs überfüllt war, hielten wir am Straßenrand und wanderten entlang des Meeres der Touristenattraktion zu. An den der Küste vorgelagerten Felsen und Riffen tobten die Wellen und ergossen sich in einer tollen Brandung.

Unzählige Asiaten, Europäer und einheimische Besucher ließen es kaum zu, ein Foto von dem markanten Schild mit der Aufschrift „Cape of Good Hope“ zu machen. Wir schlossen uns denjenigen an, die den Weg auf die Klippen wagten. Am Rande des Aufstiegs lag ein Klippschiefer mit aufgeblähtem Bauch. Er wirkte ziemlich tot, aber beim näheren Hinschauen wurde klar, der kleine Bursche hatte sich an dem von den Touristen angebotenen Nahrungsangebot überfressen und sonnte sich nun mit seinem prall gefüllten Bauch wie Pauschaltouristen in All-Inklusiv-Hotels am Pool. Der von uns eingeschlagene Weg endete ungefähr auf halber Höhe der Klippe. An dieser Stelle ragte ein Felsvorsprung weit aus der steilen Gesteinswand. Heike ließ sich dort nieder, um trotz des kalten Windes die Aussicht zu genießen. Die weiße Regenjacke weit ins Gesicht gezogen und auch sonst gut verpackt sah sie auf dem Felsen sitzend aus wie die Kleine Meerjungfrau von Kopenhagen, nachdem der Künstler Christo sie bearbeitet hätte. Auf der Rückfahrt vom Kap begegneten wir wieder der Straußendame, die inzwischen direkt an der Straße stand. Mit dabei nun ihr Mann mit dem gemein-





samen Nachwuchs. Der Straußenmann fand die Annäherung unseres Toyotas alles andere als lustig. Während Heike versuchte, die Familie zu fotografieren, stellte sich der Strauß vor seine Jungen und wendete sich unserem Wagen zu. Diese Situation wiederum fand ich nicht lustig und so gingen wir einer Konfrontation aus dem Weg, indem wir uns zügig entfernten.

Die Tour über die Kap-Halbinsel neigte sich dem Ende. Über eine Route über die Höhenlagen erreichten wir eine historische Militäranlage. Von den Bergen oberhalb von Simon's Town wurde in den beiden Weltkriegen die strategisch wichtige Einfahrt in die Bucht vor Kapstadt verteidigt. Die Scala Battery war eine von drei Standorten

rund um Kapstadt. Mit drei 9,2 Inch also 233mm Kanonen bestückt war diese Anlage bis in die 1950er Jahre einsatzbereit. Über Serpentinafen ging es auf Meeresniveau und dann entlang der Bahnlinie, über die die Menschen in Vorstadtzügen täglich in die Metropole pendeln Richtung Kapstadt. Als passionierter Opel-Fahrer konnte ich mich hier ab und an über die Begegnung mit Kadetts und Astras aus längst vergangenen Produktionszeiten erfreuen.

Unseren nächsten Halt hatte ich in Muizenberg geplant. Bekannt wurde der Strand dieses Ortes durch die bunten Umkleehäuschen, die in keinem Reiseprospekt über Südafrika fehlen dürfen. Überrascht war ich über den guten Zustand der auf Pfählen errichteten Holzhäuschen.





Die Sonne spielte mit, sodass wundervoll bunte Fotos entstanden. Im wirklich kalten Wasser tobten sich Surfer und Kite Surfer aus und selbst einige mutige Badegäste plantschten im Meer, während in der Grünanlage hinter der Strandpromenade Nilgänse dominierten. Zu diesem Zeitpunkt war mir klar, dass diese Spezies uns wohl noch öfters in Urlaub begegnen würde.

Der Tag neigte sich dem Ende und wir näherten uns unserer Unterkunft über eine mehrspurige Autobahn am Fuße des Tafelbergs, dem Wahrzeichen von Kapstadt. Der Sonnenuntergang ließe sich vom Signal Hill am besten genießen, so war es in den Reiseführern zu lesen. So fuhren wir nicht direkt zu unserem Appartement, sondern begaben uns mit unserem Toyota auf die Straße zum Parkplatz an der Spitze des Berges. Bereits weit vor dem Parkplatz standen Fahrzeuge am Straßenrand und in Einbuchungen. Da bei diesem Verkehrschaos an ein Drehen mit dem Pickup nicht zu denken war, bewegten wir uns in der Blechlawine weiter Richtung Gipfel. Endlich am Besucherparkplatz angekommen, unterlief mir der Fehler, entgegen dem Uhrzeigersinn auf die Fläche zu fahren. Mist, dachte ich, das ist das Problem mit dem Linksverkehr. Aber der Parkplatzeinweiser hatte kurz darauf einen Platz für uns und nun ging es nur noch darum, auf kleinstem Raum so zu rangieren, dass der Toyota Hilux in die Parklücke des Ford Fiestas passte, der gerade abfuhr. Den großzügigen Tip hatte sich der Parkplatzeinweiser redlich verdient. Der Ausblick vom Signal Hill über die Stadt mit seinen Hochhäusern, seinen Hafenanlagen mit den riesigen Kränen und über Green Point, dem Stadtteil, in dem wir unsere Unterkunft hatten und welches von dem Fußballstadion mit seinen Sportanlagen geprägt ist, war fantastisch. Auf der gegenüberliegenden Seite thronte der mächtige Tafelberg. Die Schlangen von Fahrzeugen, die sich zu der Talstation der Seilbahn bewegten und die dort wartenden Menschenmengen, ließen sich gut erkennen. Über den

flachen Berg schob sich eine Wolke, deren Wasserdampf sich wie bei einem Wasserfall über die Kante in die Tiefe stürzte. Mit diesem Schauspiel im Hintergrund und in einem gelben Metallrahmen ließen wir uns von einem andern Besucher ablichten. Die Menschenmenge nahm von Minute zu Minute zu und wir malten uns aus, wie sich die Verkehrssituation nach Sonnenuntergang im Dunkeln gestalten würde. Die Vorstellung davon überzeugte uns, den Sonnenuntergang nicht abzuwarten und uns bereits jetzt auf den Heimweg zu machen. Das Rangieren in die Parklücke war gegenüber dem, was mich jetzt erwartete, ein Kinderspiel. Über Kilometer auf einer engen Straße, auf der einen Seite der Abgrund auf der anderen Seite der Berg, an beiden Seiten abwechselnd parkende Fahrzeuge und dazu Gegenverkehr. Zum Glück kamen uns ausschließlich überschaubare PKWs entgegen und so gelang es, mit beigegeklapptem Außenspiegel die Kreuzung zu erreichen, von der es mehrspurig in die Stadt ging. Für heute ein letztes Mal in die Garage rangieren und dann



kurz im Appartement ausruhen, bevor wir uns zu Fuß auf die Suche nach einem netten Lokal in der Nachbarschaft machten. Kaum aus dem Haus und nur eine Straßenecke weiter wurden wir fündig. Mano's, ein schickes zwangloses Restaurant mit netten, zuvorkommenden Bedienung und einer mediterranen Karte. So klang der letzte Abend in Kapstadt genüsslich aus.

Wenn keine Blumen blühen

Für den nächsten Morgen hatten wir uns für 7:30 Uhr mit James, unserem Gastgeber, zur Schlüsselübergabe verabredet. Pünktlich, wie nicht anders zu erwarten, stand er vor unserer Eingangstür. In freundlichen Worten fragte er nach, ob denn mit der Wohnung alles in Ordnung war und ob wir die wenige Zeit gut genutzt hätten, Kapstadt kennen zu lernen. Wir bedankten uns für das tolle Appartement und erzählten kurz, was wir alles in den letzten beiden Tagen erlebt hatten. Er vertraute uns und somit fand keine Kontrolle des Appartements statt, wir übergaben die Schlüssel und nett wie er ist, half er uns noch bei unserem Gepäck. So waren wir wie vorgesehen um Viertel vor Acht abfahrbereit. Vor uns lagen 600 Kilometer abwechslungsreicher Landschaft. Von der Südküste Afrikas bis zur Halbwüste Namakwa.

An einem Sonntag, besonders um diese frühe Uhrzeit, waren die Straßen selbst in dem Verkehrsmoloch Kapstadt fast leer. Schnell hatten wir die Stadt über den Highway N7 hinter uns gelassen. Frühstück gab es in Kapstadt, wie wir am Vortag erfahren hatten, am Wochenende nicht vor 9:00 Uhr und da, wo wir nun unterwegs waren, erst recht nicht. Nicht wegen des Sonntags, auch nicht wegen der frühen Uhrzeit, nein, weil es weit und breit im ländlichen Raum keine Gastronomie gibt. So starteten wir unsere Verpflegung an diesem Tag bei einer Tankstelle in einer Filiale der Hamburgerbräterkette Wendy's.

Rugby, die Sportart, die in Südafrika den Stellenwert hat wie Fußball bei uns in Deutschland, lief auf großen Flachbildschirmen. Sonderangebote für Riesenportionen lockten die Hungrigen und diese Angebote wurden offenbar gerne angenommen. Wir hingegen gingen nicht auf die plakatierten Werbeaktionen ein, sondern entschieden uns für einmal Croissant, Rührei, Butter und Toast und ein Low-Carb-Breakfast, dazu Coke light und Caffè Latte. So gesättigt setzten wir unsere Fahrt Richtung Norden fort. Die Landschaft änderte sich zusehends. Riesige grüne Getreidefelder wechselten sich ab mit horizontweiten Weideflächen und verbuschten Steppen. Am Horizont weit entfernt erschien eine mächtige Gipfelkette, die Cederberg Mountains. Diesem aus Kalksandstein bestehenden Gebirgszug näherten wir uns schnell. Die bis dahin fast schnurstracks verlaufende Fernstraße wand sich nun in Serpentina die Gebirgsflanke hinauf. Nach dem Überwinden der Höhenlage überraschte uns ein grünes Tal. Hier bildete der Olifantsriver die Lebensader der Region. Schon der Namen der dort liegenden Stadt ließ vermuten, mit was hier der Wohlstand begründet wurde, Citrusdal. In diesem Tal liegt das ertragreichste Anbaugebiet für Zitrusfrüchte in Südafrika. Mit jährlich rund 100.000 Tonnen der süßen Früchte wird von hier nicht nur das südliche Afrika versorgt. Daneben sind aber auch Apfelplantagen und riesige Weinfelder von der Fernstraße aus gut zu sehen. Zahlreiche Staustufen des Flusses und umfangreiche Bewässerungssysteme sichern trotz dem oft trockenen Wetter den Ernteerfolg. Noch viele Kilometer folgten wir der fruchtbaren Tallage. Abseits des Olifantsriver beschränkte sich die Vegetation schnell wieder auf die Ansprüche der Rinderzucht. Nachdem wir nun die Hälfte der heutigen Strecke hinter uns hatten, meldeten sich unsere Mägen und so kam uns das Städtchen Vanrhynsdorp ganz recht. Direkt an der N7 gelegen fernab von anderen größeren Orten mit Tankstelle, so mein Plan, und hoffentlich einem annehmbaren Restau-



rant sollten wir gut versorgt sein. Tankstellen gab es direkt an der Abfahrt von der Fernstraße, so fuhren wir, was die Treibstoffversorgung betrifft, ganz entspannt der Hauptstraße entlang zur Kirche im Ortsmittelpunkt. Bevor wir dort einparken konnten, wurden wir von einem Polizisten gestoppt. Freundlich fragte er nach unseren Papieren, die gut sortiert im Handschuhfach lagen und im Gegenzug fragte ich ihn nach einem Restaurant im Ort. Während er unsere Papiere gründlich überprüfte, riet er uns, zurück zum Ortseingang zu fahren, vorbei an den Tankstellen und dann noch etwas weiter. Also drehten wir und folgten dem Tipp des überaus freundlichen Polizisten. Tatsächlich gab es hinter der Brücke der Fernstraße so etwas wie ein Kongresszentrum, aber es war ja Sonntag und daher waren die Gebäude geschlossen und unbelebt. Neben der Polizeikontrolle hatten wir einen Laden erspäht und so beschlossen wir, dort etwas Essbares zu kaufen. Wieder zurück zur Ortsmitte zu dem Lädchen. Der Polizist verzichtete auf eine erneute Kontrolle unserer Personalien und wir freuten uns auf kühle Getränke und irgendwas zum Knappern. Weder Getränke noch etwas Essbares bot der Laden. So ziemlich alles andere gab es dort. Neben Fahrradreifen hing ein Abwasserschlauch für eine Waschmaschine, zwischen Kisten von Zam-Buk-Dosen mit Kräutermidizin lagen Computerkabel und Korkenzieher, Silikonkartuschen wechselten sich ab mit Haarfärbemittel. Mitten im Raum Brennholz in Säcken und Säcke einer Steinmühle aus Citrusdal mit uns unbekanntem Inhalt. Also nix wie raus und leicht verzweifelt zurück zu einer der beiden Tankstellen. Wir nahmen die linke von den beiden, weil wir ja links fuhren. Während dem Tanken entdeckte Heike hinter der Tankstelle eine Einkaufsmöglichkeit, die man hier in der Region wohl Supermarkt nennt. Tatsächlich gab es Getränke, Kekse und eine völlig überbeuerte Nussmischung. Mit Verpflegung versorgt und vollgetankt fuhr nun Heike zum Zubringer der Fernstraße, vorbei an der anderen Tankstelle, bei der wir nun das Werbeschild

eines Fastfoodlokals entdeckten, aber wir hatten jetzt ja unsere Nussmischung.

Dass die Bevölkerung von Citrusdal von dem Anbau von Zitrusfrüchten lebt, ist nachvollziehbar. Warum jedoch eine Bergbaustadt Springbok heißt, lässt sich nur vermuten. So sollen zur Zeit der Gründung der Stadt riesige



Springbockherden diese Gegend durchstreift haben, bevor die Siedler diese Tierart hier fast ausgerottet haben. Auf der Suche nach Bodenschätzen zog es Europäer an den Rand der Namakwa-Wüste und sie blieben bis heute. Unsere Unterkunft lag etwas abseits der Stadt direkt an der R355, eine Straße mit dem aussagekräftigen Namen Spektakelpas. Entsprechend war auch die Straßenführung durch das Gebirge. Der Abzweig zur Lodge befand sich direkt am Scheitelpunkt des Passes und war gut ausgeschildert. Nach wenigen hundert Metern erreichten wir das Herrenhaus. Zögerlich traten wir durch die Eingangstür

in den Flur. Kurz darauf erschien eine Dame und begrüßte uns herzlich. Durch einen kleinen Raum, in dem die Rezeption untergebracht ist, führte Sie uns in ein großes Zimmer, welches einem Wohnzimmer aus dem frühen 20. Jahrhundert glich. Wahrscheinlich war dies zu dieser Zeit auch das Wohnzimmer der damaligen Farmerfamilie. Eine wuchtige Polstermöbelgarnitur aus Plüschsessel und ausladendem Sofa, ein reichlich verzierter Holztisch mit frischem Blumenschmuck mit Blüten der Protea und an der Decke ein Kronleuchter mit glitzernden Lüstern prägten das Bild. Heike und ich versanken fast in der Polsterung des Sofas. Nach der besonders langen Tagesetappe von Kapstadt bis hier in den Norden von Südafrika, war es förmlich ein Kultursprung vom kaum gepolsterten Fahrer- beziehungsweise Beifahrersitz eines modernen allradgetriebenen Pickups in das weiche Plüschsofa eines historisch ausgestatteten Zimmers. Als die Mitarbeiterin



der Lodge mit zwei leckeren Smoothies in den Raum trat, war es für uns eine echte Herausforderung, aus dem Sofa wieder in die Vertikale zu kommen. Während wir den gehaltvollen Fruchtsaft zu uns nahmen, bekamen wir den großzügigen Essensraum gezeigt und uns wurden die exakten Zeiten für das Abendmenü und das Frühstück mitgeteilt. Anschließend ging es auf den Weg zu unserer Unterkunft. Wir folgten mit unserem Hilux dem Suzuki der Mitarbeiterin. Von dem Haupthaus waren die drei schönsten Übernachtungsmöglichkeiten recht weit entfernt. Passend zu den hier in den Bergen häufig anzutreffenden landschaftsprägenden, runden Felsen, waren die Gebäude aus natürlichen Werkstoffen kugelförmig geformt. Über die Terrasse, auf der zwei Liegestühle zum Sonnentanken einluden, betraten wir die für uns reservierte exklusive Lodge. Zwei Betten, welche direkt an den natürlichen Felsen gebaut sind, dominieren den Raum. Durch die mit feinen Holzjalousien abgedunkelten Fenster drang nur wenig Sonnenlicht, sodass sich das großzügig geschnittene Zimmer bei Tag nicht aufheizte. Mehrere Leuchten an Wand, Decke und auf einem kleinen Tisch verbreiteten ein warmes Licht. Das Badezimmer stellt das alles jedoch in den Schatten. Eine luxuriöse Badewanne ist in den Felsen gearbeitet, goldene Armaturen versorgen mit warmem und kühlem Wasser. Dazu kommt, dass man beim Duschen ganz entspannt den Panorama Bergblick genießen kann.

Dass die Wahrscheinlichkeit hoch war, keine blühende Wüste zu Gesicht zu bekommen, hatte ich ja bereits geschrieben. Damals bei der Planung, dachten wir, dass wir einfach zu spät im Jahr die Region bereisen würden. Blühende Wüste gab es wirklich nicht zusehen, aber der Grund war schlicht, dass in diesem südafrikanischen Winter, in dem üblicherweise in der Namakwa-Wüste die meisten Niederschläge zu verzeichnen sind, kein Tropfen Regen gefallen war. Dieser Dürre fiel nicht nur das farben-



frohe Blumenmeer zum Opfer, nein, auch für die hiesigen Farmer bedeutet der Klimawandel existentielle Probleme. Familienunternehmen, die über Generationen das Land bewirtschafteten, Schafe und Rinder aufzogen, stehen vor dem Aus. Ohne Perspektive, überschuldet und verzweifelt ist das dann, so wurde es uns berichtet, nicht selten der Nährboden für Suizide. Sozialsysteme, die zumindest die Grundversorgung sicher stellen würden, gibt es ganz besonders für weiße Farmer leider keine.

In dem weitläufigen Ressor, mit rund 6.000ha Halbwüste, wurden für die Gäste Wanderwege angelegt. Dazu lag ein A4-Blatt mit einer einfach gestalteten Wanderkarte für uns auf einem kleinen Tisch bereit. Anhand dieser Skizze suchten wir uns eine Wanderroute aus, die wir vor dem Abendessen absolvieren wollten. Bewegung tat uns nach dieser Tagesetappe sitzend im Toyota wirklich gut. Mit der gelben Route sollte die Wanderung beginnen. Die erste Herausforderung war es nun, den Einstieg in den Wanderweg zu finden. Ein Holzpflock mit einem gelben Klebeband schien uns als Startpunkt plausibel. Nach einiger Suche fand sich jedoch kein weiterer Anhaltspunkt, der auf einen Pfad schließen ließ. Zurück zum Hauptweg und dem weiter Richtung Haupthaus folgend, entdeckten wir einen mit gelber Farbe auf einen flachen Stein gemalten Fußabdruck. Von hier an war den Wegmarken gut zu folgen. Förmlich über Stock und Stein ging es nun durch das unwegsame Gelände. Lautes Geschrei aus der Entfernung machte uns neugierig und so suchten wir den Horizont nach der Quelle der Geräuschkulisse ab. Tatsächlich entdeckten wir einen Familienverbund von Pavianen. Der Pascha der Truppe sicherte von einem dem Gelände überragenden Felsen das Geschehen. Gerne hätten wir uns zu den Affen vorgepirscht, aber die Topografie und unser Zeitfenster sprachen klar gegen einen solchen Versuch, zumal davon auszugehen war, dass wir schon von weitem entdeckt werden würden.

Vorbei an Resten der früheren Infrastruktur, wie beispielsweise den Fundamenten eines Bohrturms, folgte der Pfad einem ausgetrockneten Bachlauf. Nachdem wir endlich an der tiefsten Stelle der Route das Bachbett verließen, hatten wir bereits knapp die Hälfte der eingerechneten Zeit aufgebraucht. Ein markanter Köcherbaum, welcher auch auf der Wanderkarte abgebildet war, half uns bei der Navigation zum Gipfelhaus. Das Vorankommen wurde durch den steilen Anstieg immer beschwerlicher, zur Belohnung gab es dann eine wundervolle, endlose Aussicht von der Bank am Gipfel. Für den Rückweg wanderten wir aus Zeitknappheit auf dem Fahrweg. Auf halber Strecke hatten wir noch das Vergnügen drei Oryx-Antilopen, die sich hinter einigen Büschen versteckten, zu entdecken.



Damit wir pünktlich um 19.00 Uhr, so wie wir es deutlich gesagt bekommen hatten, zum 3-Gänge-Abendessen kommen konnten, nahmen wir für die Strecke zum Haupthaus den Wagen. Der Speiseraum des im kapholländischen Stil erbauten Herrenhauses war liebevoll eingedeckt. Lammkarree, Blätterteigpastete, gedünstetes Gemüse, Reis, zum Dessert Panna cotta, unendlich lecker und danach in der exklusiven Unterkunft bis zum Sonnenaufgang zu zweit träumen, so ein Abend war im Voraus nicht zu planen.

Canyon

Heute stand die Etappe vor uns, die aufgrund eines fatalen Fehlers in meiner ersten groben Planung nun deutlich länger ausfallen musste. Ziel war ein auf der westlichen Seite des Fish River Canyon gelegenes Ressort. So war es uns daran gelegen, recht früh loszukommen. Aber wie bereits beim Abendessen gab es auch beim Frühstück feste Zeiten. Bevor wir unseren Toyota beluden, machte ich noch einen kleinen Spaziergang im Licht des Sonnenaufgangs. Klippschiefer saßen noch recht unterkühlt auf den Felsen und erwarteten sehnsüchtig die wärmenden Sonnenstrahlen.

Pünktlich um 8:00 Uhr saßen wir im Herrenhaus beim reichlich gedeckten Frühstücksbuffet. Bereits vierzig Minuten später hatten wir ausgecheckt und so ging es fast wie geplant auf die Piste zurück über Springbok auf die Fernstraße N7 zur südafrikanisch-namibisch Grenze.

Dass wir uns dem Grenzfluss zu Namibia näherten, merkten wir deutlich daran, dass die Fernstraße sich über viele Kilometer nach unten arbeitete. Teilweise ins Gestein eingegraben, teilweise mit Ausblick auf das vor uns liegende Tal des Oranjes. Fünf Minuten vor der geplanten Ankunft erreichten wir die Grenzstation auf der südafrikanischen Seite der Brücke über den Grenzfluss.

Die Ausreiseprozedur beschränkte sich auf das Ausfüllen des üblichen Formblattes und einige Wartezeit.

Ausgereist aus Südafrika waren wir nun. Nachdem wir den Oranje überquer hatten, erreichten wir die Grenzstation auf der namibischen Seite. Die Gebäude schienen verlassen, weit und breit war kein Grenzbeamter zu sehen. Lediglich einige Fahrzeuge parkten an unterschiedlichen Stellen des Geländes. Suchend fuhr ich, unsicher, ob ich weiterfahren sollte, über das Areal. Als ich mich anschickte, unseren Wagen zu parken, fragte mich Heike, warum ich denn halten würde. Für sie waren die Grenzformalitäten erledigt, zumal hier ja absolut niemand zu sehen war. Nach einigem Suchen fanden wir dann auch den Eingang zu dem richtigen Gebäude. In dem dortigen Büro gab es die üblichen Einreiseformulare in rauen Mengen, jedoch kein Schreibgerät dazu. Also zurück zum Auto und Kulis holen. Einreiseformular ausfüllen und dann warten, warten bis die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ihre Handygespräche beendet, ihre Messages gelesen und beantwortet hatten oder einfach bis sie wieder auftauchten, nachdem sie auf unklaren Wegen verschwunden waren. Wir legten unsere Pässe, die ausgefüllten Einreiseformulare und das Cross Boarder Permit auf die Theke. Flüchtig wurden die Vordrucke überflogen und nachdem die Pässe eingescannt waren, in diese eingelegt. Das Permit für den Toyota bekam ich sofort ungelesen zurück. Vom ersten Büro ging es dann eine Tür weiter, dort gab es die Stempel in Reisepässe und das Kennzeichen des Mietwagens, die Marke, das Modell und das Modelljahr sowie die Farbe des Wagens wurden erfasst. Also erfasst heißt in Listen eingetragen. Nett wie ich bin, legte ich dieser Sachbearbeiterin das Cross Border Permit vor, schließlich ging es hier um die Erfassung des Mietwagens. Diese nahm das Papier unmotiviert und da wurde mir klar, dass das keine gute Idee war, ihr die Unterlagen unaufgefordert zu überreichen. Entweder hatte sie noch nie so ein Formular



gesehen oder sie nutze nun die Chance, sich längerfristig zu entspannen. Wort für Wort, Zeile für Zeile las sie nun das umfangreiche Dokument durch. Unsere Geduld wurde dabei extrem strapaziert, ebenso die der hinter uns wartenden Einreisewilligen. Letztlich bekam ich das so wichtige Cross Boarder Permit mit einigen unverständlichen Worten zurück und wir wurden ins nächste Büro geschickt. Hier erlebten wir eine völlig andere Stimmung. Eine strahlende Zöllnerin begrüßte uns höflich, fragte uns nach unserem Wohlbefinden in einem Tonfall, der uns vermittelte, dass sie es wirklich interessieren würde. Hinter dicken Gitterstäben gesichert ermittelte sie, welche Gebühren wir zu zahlen hätten. Problemlos und zügig wickelten wir den Zahlungsverkehr ab und erhielten eine Quittung für die Straßenbenutzungsgebühr mit dem Hinweis, dass wir diese gut aufbewahren sollen. Daneben gab es noch einen Zettel, dessen Sinn sich uns in diesem Moment nicht erschloss.

An der Ausfahrt des Geländes der Grenzstation gab es wirklich einen Schlagbaum mit einem bewaffneten Grenzschützer. Spätestens hier hätten wir, wenn wir, wie Heike dachte, einfach weitergefahren wären, deutlich erklärt bekommen, dass wir die umfangreichen Einreiseformalitäten vor der Weiterfahrt abzuwickeln hätten. So gaben wir den zuletzt erhaltenen Zettel ab und durften nach 90 Minuten, die hauptsächlich aus Warten bestanden, endlich nach Namibia einreisen. Nun verließen wir die gut ausgebaute Fernstraße N7, die in Namibia unter dem Kürzel B2 geführt wird. Auf der C13, einer Straße der zweiten Kategorie, ging es nun am Ufer des Grenzflusses entlang. Ähnlich wie bereits am Olifant-river stellt sich die landwirtschaftliche Produktion auch hier am Oranje dar. Auf riesigen Agrarflächen am Ufer des Flusses wird Wein angebaut. Noch lebensfeindlicher ist hier das umliegende Gelände. Abseits von den bewässerten Feldern findet sich so gut wie keine Vegetation. Bis

zu den prunkvollen Portalen der Weingüter war unsere Piste gut ausgebaut und asphaltiert. So war es auch mit der Bebauung, am Rande der Weinanbaufläche standen die blech- und strohgedeckten Holzhütten der Erntearbeiter. Auf den Randstreifen der Straße und auch darüber hinaus dominierte Müll in Form von leeren PET-Flaschen und Plastiktüten. In dieser Ausprägung hatten wir dies noch nie gesehen. Weder in Nicaragua noch an anderen Orten in Namibia.

Von nun an ging es auf einer Schotterpiste weiter und schon nach wenigen Kilometern kam uns ein Gräter oder wie diese Baumaschine im Duden heißt, Planierschieber entgegen. Besonders durch den Schwerlastverkehr werden tiefe Spurrillen in den Schotter gefahren. Daneben bilden sich nach und nach Querrillen aus, die dann zu einer sogenannten Wellblechpiste führen. Pisten, die frisch durch so einen Gräter geschoben wurden, lassen sich besser befahren und bieten ein Vielfaches mehr an Fahrkomfort. Besonders mit unserem Toyota Hilux, der massiv an durchgenudelten Stoßdämpfern litt, war die Fahrt bei ausgeprägten Schlaglöchern kein Vergnügen. Zu der Fahrbahnbeschaffenheit sollte ich vielleicht noch erwähnen, dass diese Straße in weiten Strecken Überschwemmungsgebiet während der Regenzeit ist und daher Massen von Geröll und Schotter regelmäßig angeschwemmt werden. Oft wechseln sich Kuppen und querende Bachläufe, die während unserem Besuch trockengefallen waren, ab. Das fühlte sich dann so an, als würden wir auf einer Berg-und-Tal-Bahn eines Jahrmarktes unsere Runden drehen. Sehr überraschend war oft der Moment am Scheitelpunkt einer Kuppe, wenn man von dort noch nicht die Sohle der direkt folgenden Tallage sehen konnte. Also ging es, nicht zögernd, mit Elan den Berg hinab, um mit den Schwung durch den lockeren Kies wieder die nächste Höhe zu erklimmen. Das ein oder andere „hui“ oder „wow“ war dabei im Hilux zu vernehmen.

Solange wir im Oranjetal fuhren, gab es wenigsten zwischen dem linken Straßenbankett und dem Fluss grüne Vegetation. Am gegenüberliegenden Ufer auf südafrikanischer Seite badeten Touristen, während auf unserer Seite Paviane am Straßenrand saßen. Immer wenn die Trasse das Tal verließ, war es nur noch grau und staubig. Abseits der Agrarflächen und im grauen Nichts, versuchen Menschen durch Schürfen nach Gold oder Diamanten Reichtum zu erlangen. Der Oranje spült seit Jahrmillionen Edelmetalle und Edelsteine aus dem Hinterland in Richtung Atlantik. Oranjemund, wie der Name der Stadt es vermuten lässt, der Fluss ins Meer mündet, war bis Oktober 2017 wegen der dortigen Diamantenvorkommen noch Sperrgebiet. Inzwischen haben die internationalen Bergbauunternehmen wie DeBeers Schürfrechte weit draußen im Atlantik. Off-shore-Mining trägt mittlerweile vorwiegend zum wirtschaftlichen Erfolg bei, denn die größten und reinsten Edelsteine werden draußen im Meer gefördert.



Wichtig für den Bergbau ist die Wasserversorgung, noch wichtiger ist diese allerdings für die Menschen und Tiere in einem so trockenen Land. Das Wasser des Oranje wird daher in Pipelines über hunderte Kilometer durch das Land transportiert. Eine Pumpstation fördert das Nass

an einem Wehr aus dem Fluss in riesige Wassertanks. Was mich sehr erstaunt hat, ist die Tatsache, dass hier in Namibia das Wehr über mehrere Fischtreppen verfügt, während dieses Thema bei uns zu Hause in Deutschland regelmäßig diskutiert, aber nur zögerlich umgesetzt wird.

Eine riesige, blaugraue Abraumhalde kündigte bereits bevor der Straßenbelag auf Asphalt wechselte die Bergbaustadt Rosh Pinah an. Seit den 1970er Jahren wird hier in mehreren Minen Zink und Blei abgebaut. Einer der ersten Bergbauunternehmer war jüdischen Glaubens, daher erhielt die Stadt diesen hebräischen Namen. Wichtig für unsere Versorgung war die dortige Tankstelle. Den Weg in die Welt hinaus finden die Metalle, die hier in Rosh Pinah der Erde abgerungen werden, im Hafen von Lüderitz. So ist die C13 von hieraus bis zum Atlantikhafen besser und breiter ausgebaut. Trotz alledem wurde die Straße für uns recht eng in dem Moment, als uns ein mächtiger Tieflader mit neun Achsen entgegenkam. Dieser, gekennzeichnet mit der Aufschrift „Abnormal“, hatte einen riesigen Muldenkipper huckepack, der sicher für eine der Minen bestimmt war.

Die asphaltierten Fernstraße genossen wir nur noch wenige Kilometer, dann erreichten wir den Abzweig zu einer Nebenstraße der dritten Kategorie, der D463. Eine Schotterpiste, die sicher schon lange keinen Krater gesehen hatte. Begleitet von beeindruckenden Tafelbergen zog sich diese Route einem Flusslauf folgend Richtung Norden. Selten Rinder, öfter Ziegen und Schafe waren in der Landschaft zu sehen. Zäune trennten die weitläufigen, kargen Weidegründe der Farmen. An solchen Grenzen mussten wir zur Weiterfahrt Tore öffnen und wieder ordentlich verschließen. Vorbei an kleinen Dörfern und vereinzelt Gebäuden zog sich die Schotterpiste. Überraschend für die Jahreszeit querte die Straße einen Fluss, welcher Wasser führte. Problemlos glitt der Toyota Hilux durch die zugegebenerweise nicht allzu hohen Fluten.



Die letzte Herausforderung des Tages war neunzehn Kilometer lang. Ein Pad, wie Straßen und Wege auf Afrikaans heißen, der erst gar nicht einer Kategorie zugeordnet war. Neunzehn Kilometer mehr oder weniger quer über eine Hochebene zur Fish River Lodge. Eine Piste, über die in Internetforen schon einige beunruhigende Einträge existierten, aber auch Berichte davon, dass man die knapp zwanzig Kilometer in knapp einer Stunde gut meistern könne. Weit ab von asphaltierten Straßen reisen die meisten Besucher wohl mit Kleinflugzeugen an. Passend

Eine Reihe von kubischen Steinhäuschen direkt am Abgrund des mächtigen Tals erwartete uns, dazu ein grandioser Ausblick auf eine atemberaubende Landschaft. Bei dem Fish River Canyon handelt es sich um den zweitgrößten Canyon der Erde.

Vor dem zentralgelegenen Hauptgebäude begegneten uns Mountainbiker auf Balloonbikes. Eine ganze Reihe dieser Fahrräder mit extrabreiten Ballonreifen stand für Ausfahrten den Touristen zur Verfügung. Das gesamte



dazu parkten zwei Cessna Centurion II am Rande des Airstrips der Lodge. Vielleicht hatten wir einen guten Tag erwischt, vielleicht trieb uns der aufkommende Hunger vorwärts, so hatten wir diese letzte Etappe des Tages in gut einer halben Stunde hinter uns gebracht.

Ambiente der Lodge war sehr modern in Formensprache, Materialauswahl und Farbe, passte aber unglaublich gut in die schroffe Landschaft. Kaum etwas hatte hier organisch runde Formen. Lediglich die vereinzelt Köcherbäume brachten etwas Lebendiges in die Kombination aus Natur und künstlich errichteter Infrastruktur.

Beim Einchecken erhielten wir ein Körbchen mit allerlei Nützlichem. Dazu gehörte eine Druckluftfanfare für Notfälle jeglicher Art, eine Taschenlampe mit Handdynamo und zwei Paar Ohropax wegen den zu erwarteten lauten Windgeräuschen. Über dieses Phänomen hatte ich bereits einiges gelesen. Aufsteigende Winde aus dem Canyon neigen dazu, die Metalldächer der Steinhäuschen zum Resonieren zu bringen. Der eine oder andere Tourist wurde so bereits um den nächtlichen Schlaf gebracht. Daher hatte ich in mein Gepäck vorsorglich meine angepassten Otoplast-Stöpsel gepackt.

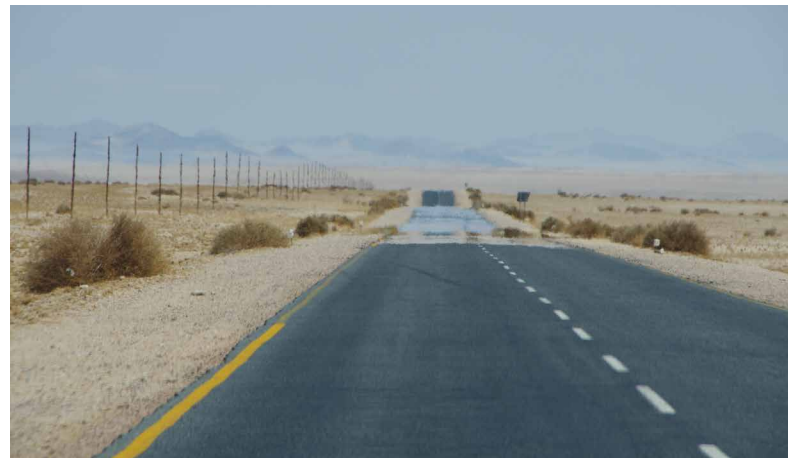
Das besondere Etwas in unserer Unterkunft war die Außendusche, die wir auch gerne nutzten. Sie ist so angebracht, dass man lediglich von der gegenüberliegenden Canyonseite diese einsehen kann. Bei über 10 Kilometer Talbreite also eher kein Thema. Während Heike es sich am Pool bequem machte, nutzte ich die Zeit bis zum Abendessen mit der Möglichkeit, auf einem Wanderweg entlang der Felskante mir die Füße zu vertreten. Trotz der kargen und unwirklichen Landschaft und der spärlichen Vegetation konnte ich eine Herde Springböcke beobachten, die dort zwischen den roten Steinen nach grünen Trieben suchten. Der Wanderweg führte mich zu einer Felsnase, die weit in das Tal ragt und einen herrlichen Blick auf die Gebäude der Lodge freigibt. Hunderte von Steinmännchen, von Touristen errichtet, sind dort anzutreffen.

Auf dem Rückweg zogen schwarze Wolken auf. Und während unseres Dinners wuchs sich das Schauspiel zu einem heftigen Gewitter aus. Lauter Donner und grelle Blitze am Horizont begleiteten uns auf dem Weg ins Bett. In dieser Nacht blieb die Ruhestörung durch die Winde aus, dafür gab es Regen mit wenigen aber fetten Tropfen, die laut auf das dünne Wellblechdach prasselten.

Deutsche Diamanten

Am nächsten Morgen begrüßte uns die aufgehende Sonne bereits zeitig gegen halb sieben. Die Außentemperatur war noch sehr, sehr frisch. Das Gewitter der letzten Nacht hatte sich verzogen, von den dicken Regentropfen waren nur noch die Dellen, die sie im Sand hinterlassen hatten, zu sehen. Während des Frühstücks genossen wir ausgiebig den Ausblick über das zerklüftete Tal und beobachteten Vögel und Klippschiefer, die ihren Durst an einer zurechtgestellten Tränke stillten. Ein Adler nutzte die Aufwinde, welche die aufgehende Sonne auf den Felsen entstehen ließ, für seine Runden, die ihn immer höher in den Himmel steigen ließen.

Diesmal mit Heike am Steuer ging es die anstrengenden neunzehn Kilometer zurück zur Schotterpiste der D463. Nach weiteren gut hundert Kilometern vorbei an den unterschiedlichsten Gesteinsformationen wie dem Berg „die Drillinge“ erreichten wir bei „Alte Kalkofen“ die asphaltierte Verbindungsstraße B4 von Keetmanshoop nach Lüderitz. In mehreren Öfen wurden hier die Klinker für die in der Kolonialzeit entstehenden Städte gebrannt.





Entspannt fuhren wir über weite Strecken schnurstracks Richtung Westen dem Atlantik entgegen. Begleitet von der Eisenbahnlinie, die bereits 1905 das Binnenland mit dem Hafen in Lüderitz verband, bahnte sich die Fernstraße ihren Weg. Mit steigender Temperatur flirrte die aufgeheizte Luft über dem Asphalt und ließ die Straße wie von Wasser überschwemmt erscheinen. Aber natürliche Wasserquellen gab es hier bei weitem nicht. Als nächster Ort war auf unserer Karte Goageb eingezeichnet. Ein Ort, oder besser eine Kreuzung mit einer Tankstelle. Kreuzung und Bahnüberführung waren auch da, von der Tankstelle jedoch nur noch eine verfallene Ruine. Ein Beleg dafür, dass man sich was die Treibstoffversorgung angeht, nur bedingt auf die Angaben auf Karten, ob analog oder digital verlassen sollte.

Aus, klingt auch deutsch, stammt aber aus der Sprache der Khoi San und bedeutet Schlange. Bei dem Örtchen Aus, welches vom Tourismus lebt, beginnt der Teil der Wüste, in dem die berühmten Namibs, die Wildpferde der Namibwüste leben. So hielten wir Ausschau nach den Wüstenpferden von Garub. Um deren Herkunft ranken sich viele Geschichten. Entlaufene Zuchttiere, von einem gestrandeten Frachter entkommen oder von deutschen oder südafrikanischen Truppen während des ersten Weltkriegs entlaufen? Jedenfalls steht fest, dass sich diese entdomestisierten Pferde in der Abgeschiedenheit des Diamanten-Sperrgebiets den widrigsten klimatischen Bedingungen angepasst haben. Deren Bestand hat sich in den letzten Jahren durch die andauernde Trockenheit und zunehmende Angriffe durch Tüpfelhyänen drastisch reduziert. In einer Schätzung vom März 2017 wurde das Aussterben dieser mittlerweile eigenständigen Rasse innerhalb des kommenden Jahres vorhergesagt. Damals lebten noch rund 90 Tiere und seit 2014 war kein einziges Fohlen durchgekommen. An diesem Tag war jedoch kein einziges der Namibs für uns zu entdecken.

An der Bahntrasse erinnerten Bahnhaltepunkte an die Kolonialzeit. Die typisch deutschen Gebäude sind inzwischen dem Verfall preisgegeben, aber die noch erhaltenen und gepflegten Stationsschilder dokumentieren die deutsche Vergangenheit. Schakalskuppe, Haalenberg oder Grasplatz heißen beispielsweise solche Haltestellen. Zeitweise war die Bahntrasse jedoch nicht durchgängig befahrbar. Der ständige auflandig wehende Wind bringt Sand ins Land und vergräbt die Bahnschienen aber auch die Straßen unter sich. Außerdem mussten wir feststellen,



dass streckenweise durch den feinen Treibsand die Sicht wie bei dichtem Herbstnebel massiv eingeschränkt war. In einem Wettermischmasch aus dicken Wolken, blauem Himmel mit knallendem Sonnenschein, Fata Morgana und Sandstürmen tauchte kurz vor Lüderitz die Siedlung Kolmannskuppe auf. Diese Geisterstadt war unser Ziel für den nächsten Vormittag.

Einen konkreten Plan für den Nachmittag hatten wir noch nicht. So fuhren wir eine Runde durch Lüderitz und parkten recht zentral. Am Hafen entdeckten wir ein modernes Restaurant mit dem Namen „Essenszeit“. Bei einem Kaffee beobachtete Heike gut eingepackt von der Terrasse das Geschehen im Hafen, während ich, neugierig wie ich bin, aufbrach, die Stadt zu Fuß zu erkunden.

Die deutsche Geschichte des Ortes ist bis heute überall präsent. 100 Jahre Albert Plietz Eisen & Metallgießerei prangt an den Werkshallen der Maschinenbaufirma. Straßennamen und Gebäudebezeichnungen fast alles in Deutsch, das obwohl nur noch eine kleiner Bruchteil der Bewohner deutscher Abstammung sind und es Bestrebungen gibt, diese Namen durch Namen aus der Sprache



der Nama zu ersetzen. Auch der Name Lüderitz sollte nach dem Wunsch einiger Lokalpolitiker bereits lange verschwunden sein und durch !Namiṁnūs ersetzt werden. Der Name ist allerdings extrem schwer auszusprechen. Auf meinem Rundgang kam ich am Woermann Haus vorbei. Woermann, der Reeder, dessen gleichnamige Schifffahrtslinie aus dem Deutschen Reich die Kolonien in Afrika versorgte und auf dem Rückweg die Kolonialwaren

in den Heimathafen Hamburg brachte. Den Lesesaal und die Turnhalle des Männerturnvereins, die heute noch ihre damaligen Aufgaben erfüllen, Kapps-Konzert und Ballsaal mit Kegelbahn jetzt ein Laden für Bootszubehör und über allem thronend die Goerke-Villa und die Felsenkirche. Das alte Bahnhofsgebäude Ecke Bismarck- und Bahnhofstraße stellt noch immer das Zentrum der so deutsch anmutenden Stadt dar. Und afrikanisches Leben mittendrin, so wird am Straßenrand in Garküchen so manch Unbekanntes zum Verzehr hergerichtet.

Wo hatten wir eigentlich unseren Toyota Hilux geparkt? Diese Frage stellte ich mir, als ich zum dritten Mal von der Ecke Hafenstraße – Bahnhofstraße kommend, das Hafengebäude vor mir hatte. Wenn man immer wieder gesagt bekommt, man solle in Städten nur auf bewachten Parkplätzen sein Fahrzeug abstellen, bekommt man in einem solchen Moment ein beunruhigendes Gefühl in der Magengegend. Mehr oder weniger spiralförmig näherte ich mich dann doch dem Wagen und entdeckte ihn letztendlich nicht mehr als hundert Meter entfernt vom Hafengebäude. Wenn fast alle Fahrzeuge weiße Pickups sind, ist das auch gar nicht so einfach, sagte ich mir, um vor mir selbst nicht ganz so dusselig auszusehen. Dem akuten Bedürfnis, den Toyota umzuparken, gab ich nach und stellte ihn praktischerweise am Straßenrand vor dem „Essenszeit“ ab. Dem dort patrouillierenden Parkwächter gab ich ein großzügiges Trinkgeld, um ganz sicher zu sein, den Wagen später unversehrt wiederzufinden.

Nach einer Coke light und frischen Waffeln mit Vanilleeis machten wir uns auf den Weg zu Kairo's Cottage, unserer Unterkunft für die nächste Nacht. Eine exakte Adresse hatte ich nicht parat, aber dass die Pension auf der Halbinsel Shark-Island lag, war mir geläufig. Die Hafenstraße entlang bis zur Inselstraße - ganz einfach und gut, dass sich die Sprache der Namas noch nicht durchgesetzt hat, dachte ich. Das letzte Haus vor dem Leuchtturm mit Park-



platz im Hof, wunderbar. Beim Einchecken hatten wir eher das Gefühl, in einer Taverna auf einer griechischen Insel in der Ägäis gelandet zu sein. Weiße Säulen, Amphoren und die typische Wandbemalung, wie man sie aus griechischen Restaurants in Deutschland kennt, jedoch mit Motiven aus der Region. Uns erwartete ein nettes, sauberes Zimmer. Dieses nette, saubere Zimmer erwartete jetzt übelst verstaubte Koffer mit viel Treibsand.

Da das bereits erwähnte „Leuchtturmhaus“ direkt nebenan stand und es bis zur Spitze der Halbinsel nicht weit war,

beschlossen wir, eine kleine Wanderung zu unternehmen. Unterschiedlichste Gedenktafeln erinnerten an Pioniere aus längst vergangenen Zeiten. Um in der Geschichte noch weiter zurück zu gehen, fuhren wir zum Diazpoint, einem Sporn der Luderitz-Halbinsel. Eine Replik des vom portugiesischen Seefahrers Bartolomeu Diaz im 15. Jahrhundert platzierten Steinkreuzes gab diesem Punkt seinen Namen. Der dortige rot-weiß-gestreifte Leuchtturm wies uns den Weg über die Sandpisten. Unterhalb des ebenfalls aus vergangener Kolonialzeit stammenden Bauwerkes gab es einen kleinen Kiosk, eine verfallende Wetterstation und einige



Relikte aus den unterschiedlichsten Epochen: Teile von gekenterten Booten, eine maritime Radaranlage, Loren und Schienen einer Schmalspurbahn. Das Ganze diente zur Dekoration eines nicht genutzten Campingplatzes. Auf einer hohen Felsklippe prangte das Steinkreuz. Bis zu einem heftigen Sturm Im November 2014 konnte man über eine 1911 errichtete Holzbrücke den Felsen leicht



erreichen. Inzwischen gelang man nur noch bei Ebbe trockenen Fußes zu dem vorgelagerten Felsen. Die damals stark beschädigte historische Brücke ist inzwischen fast gänzlich zerfallen. Diazpoint gilt als eines der nationalen Denkmäler, auch daher ist geplant, eine neue Brücke zu bauen. Das gesamte Projekt soll mit Spenden finanziert werden. Wer jedoch auch nur im Ansatz einen Überblick über die geplanten, notwendigen oder wünschenswerten Projekte hat, weiß, dass es noch Jahre dauern kann, bis es hier einen neuen Übergang zu dem Felsen geben wird.

Neben der Replik des Kreuzes, welche sichtbar an den Hinterlassenschaften ein Lieblingsplatz von Seevögeln ist, sind es die Robben, die sich auf den umliegenden im Meer liegenden Felsen tummeln, die den Weg hierher lohnend machen. Oft unbeachtet bleiben die Flechten und Moose,

welche sich inzwischen in dem Bereich um die Trümmer der Brücke angesiedelt haben.

Für die Zukunft ist in diesem Areal ein Tiefseehafen geplant. Er soll die Anlagen in Walvis Bay und Lüderitz entlasten und besonders den Export der geschürften Bodenschätze erleichtern. Ein Tiefseehafen im Naturschutzgebiet stellt natürlich einen Zielkonflikt dar. Als Tourist ist man schnell der Meinung, dass die Natur Vorrang haben muss. Lebt man jedoch am Existenzminimum am Rande der Wüste und erhofft sich einen Job als Hafenarbeiter, beurteilt man die Lage sicher ganz anders.

Da Kairos Cottage lediglich Frühstück im Haus anbot, wir das empfohlene Fischrestaurant nicht fanden, machten wir uns die gute Erfahrung vom Nachmittag zu Nutzen und speisten im „Essenszeit“. Hake-Filet gab es für mich und frische Austern aus der Austernzucht in Sichtweite für Heike.

An diesem Morgen mussten wir wieder einmal planmäßig früh raus. Gut ausgeschlafen war das kein Problem. In der günstigsten Unterkunft auf unserer Reise gab es kaum Abstriche zu den wesentlich teureren Lodges. Auch am Frühstücksbuffet gab es keine Wünsche, die wir nicht erfüllt bekamen.

Um halb acht rollten wir vom Hof, denn ein weiteres Stück deutscher Kolonialgeschichte wartete auf uns. Täglich um 8:00 öffnen sich für Hobbyfotografen die Tore der Geisterstadt Kolmannskuppe, unser Ziel für diesen Vormittag. Zügig durch die Stadt, deren Straßen wir inzwischen gut kannten, vorbei an den ersten Windkraftanlagen von Namibia auf die Fernstraße. Kurz hinter dem Ortsausgang von Lüderitz bemühten sich Arbeiter mit Radladern und LKWs Tonnen von Sand, die über Nacht auf die Fernstraße geweht wurden, wieder zu entfernen. Die Schienen der Eisenbahnlinie waren unter meterhohen Dünen begraben.



Als wir bei dem Eingangstor von Kolmannskuppe ankamen, erschien auch gerade der Wachmann und ließ uns 10 Minuten vor der Zeit als Erste auf das Gelände. Der frühe Termin war mit Bedacht gewählt, zum Fotografieren ist das Licht noch nicht zu hart und es gibt noch keine Horden von Touristen, die einem ständig durch das Bild stapfen. So parkten wir als erstes Fahrzeug auf einem großen, freien Platz vor der ehemaligen Turnhalle. Sportgeräte, wie ich sie noch aus meinem Turnunterricht kannte, sind in der großen Halle aufgestellt. Daneben eine Ausstellung mit reichlich Dokumenten, Exponaten und Illustrationen, die die Geschichte dieser Stadt umfänglich beleuchten. Auf der Bühne, etwas unpassend, etliche ausgestopfte Tiere der Region. Im Untergeschoss die für Deutsche obligatorische Kegelbahn, annähernd noch spielbereit. Das letzte Preiskegeln, so eingerahmt an der Wand zu lesen, fand wohl am 4. Juni 1927 statt.

Während Heike sich die ausgestellten Dinge in Ruhe anschaute, rannte ich fasziniert von der Atmosphäre von Gebäude zu Gebäude. Überall gab es tolle Fotomotive, die nur darauf warteten, abgelichtet zu werden, so schien es jedenfalls. Leider zogen viele Wolken vom Atlantik her über die Geisterstadt, sodass ich für die schönsten Aufnahmen auf die Wolkenlücken warten musste. Prächtige Villen, das konnte man auch heute noch erkennen, wurden von den damaligen Leitungskräften bewohnt. Aber auch für die weiteren deutschstämmigen Mitarbeiter standen luxuriöse Häuser bereit. Alle Gebäude waren für die damaligen Verhältnisse mit allermodernster Technik ausgestattet. Elektrizität, fließend Wasser, Badewannen und Toiletten im Haus, Wände mit aufwendigen Malerarbeiten und Decken mit Stuck gestaltet. Vieles davon ist bis heute vorhanden, mal unterm Sand verborgen, mal offen sichtbar, mal an seinem ursprünglichen Ort oder mal, wie eine der Badewannen, zwischen den verfallenden Gebäuden im Treibsand. Elektrische Anlagenteile mit

dem bekannten Markenzeichen, großes, stehendes S mit einem kleinen quer angeordneten H der Firma Siemens aufgeprägt, Wäschemangeln von Miele, auch bei solchen Gegenständen findet sich nur das Feinste, was damals käuflich zu erwerben war.

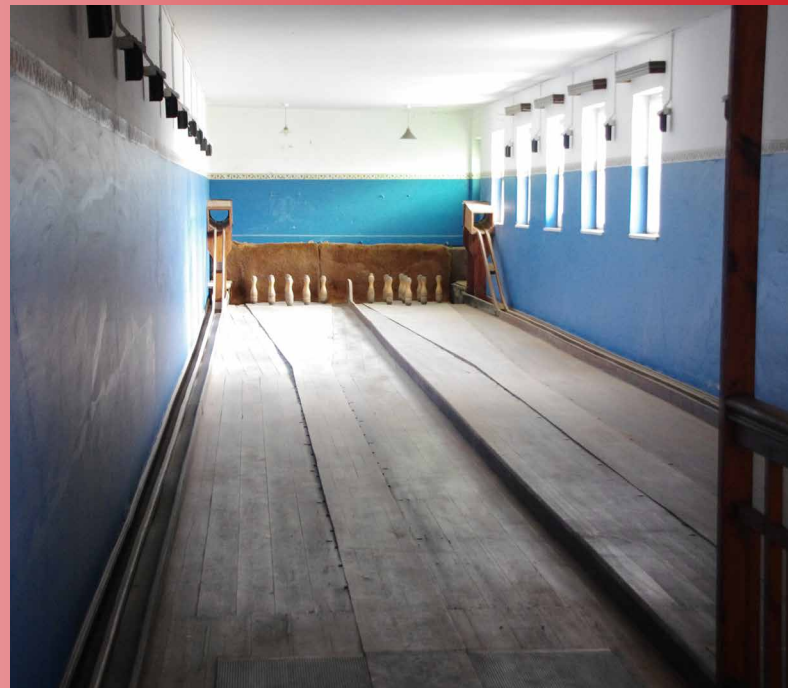
Es war immer wieder eine Herausforderung, in den Ruinen so zu fotografieren, dass die Balance zwischen den im Schatten liegenden Konturen und den mit Sonnenlicht durchfluteten Bereichen gewahrt war. Von Menschen unberührter Sand, der Räume fast bis unter die Decke füllt und darauf Spuren von kleinen Wüstenbewohnern, die man nie zu Gesicht bekommt oder die scheinbar unendlichen Flure des Krankenhauses - Perspektiven, die man nur hier erleben kann.

Der langgezogene Krankenhauskomplex wurde aufgrund der modernen Ausstattung und der dadurch möglichen Behandlungsmethoden noch lange nach dem Ende des Diamantenrausches genutzt. Das Röntgengerät beispielsweise war über lange Zeit das einzige auf der südlichen Hemisphäre und auf dem gesamten afrikanischen Kontinent. Das Badehaus mit angegliedertem Freibad, welches inzwischen völlig im Sand versunken ist und von dem nur noch die Umkleidekabinen sichtbar sind, bildet den Abschluss der bebauten Fläche. Unterhalb, an der Düne gelegen, die ebenfalls gemauerten Gebäude für die weißen Arbeiter. Die Baracken für die einheimischen waren außerhalb der Siedlung aufgebaut und sind heute fast nicht mehr sichtbar.

Neben den dem Untergang geweihten Gebäuden, die großartige Motive sind, lockten auch kleinere Kompositionen mich dazu, Bilder zu machen. Leuchtend grüne Sukkulenten im Wüstensand, die neues Leben ausstrahlen, neben den rostigen Sanitärarmaturen, die seit Jahrzehnten kein Wasser mehr bändigen mussten. Reihen von Keramikisolatoren der früheren Stromversor-









gung an abgeknickten, hölzernen Strommasten, in denen Vögel Nester zur Gründung einer jungen Familie bauten. Vergänglichkeit in direkter Nachbarschaft zum Neubeginn.

Zwischenzeitlich hatte ich auch Heike irgendwo zwischen den Ruinen getroffen. Sie berichtete kurz von dem Haus des Minenverwalters, welches so gut in Schuss sei, dass man sofort einziehen könne. So machte ich mich auf den Weg dorthin, nicht ohne vorher einen vollen Akku für meine Pentax aus dem Wagen zu holen. Diese Villa stand etwas abseits der Düne und so blies der Wüstenwind den Sand an dem Gebäude vorbei. Und tatsächlich: über zwei Stockwerke alles picobello in Ordnung. Hier wurde mir die innenarchitektonische Leistung von damals noch deutlicher. Die Zeit verrann wie im Fluge. So machten wir uns auf den Weg, diese aufregende Geisterstadt zu verlassen. Der Parkplatz war inzwischen gut gefüllt, ein roter Allradlastwagen mit Busaufbau und Schlafanhänger stach unter den weißen Mietwagen hervor. Das Gefährt war in Passau zugelassen und uns bereits in Lüderitz aufgefallen. LKWs mit klimatisierten Busaufbauten begegnet man im südlichen Afrika des Öfteren, aber einen Anhänger mit unzähligen winzigen Schlafkabinen hatten wir bisher noch nicht gesehen. Die Nächte in einer sarggroßen Schublade zu verbringen, schien uns in dem Land der unbegrenzten Weite völlig unangebracht.

Abschließend besuchten wir noch die Funktionsgebäude, welche direkt neben der Ausfahrt stehen. Bäckerei, Schlachtereie mit Kühlhäusern, Eisfabrik mit Technik der Firma Linde, ein Laden, in dem ein Ordner mit Lieferscheinen aus dem Jahr 1924 zum Studieren derer einlud: Nivea Seife, Dralle's Birkenwasser, Erdbeeren, Mirabellen, Rotkohl, Rosenkohl, Senfgurken, Rotwein- und Sektgläser. Hier ließ es sich wahrlich gut leben.

Kalahari

Bei der Ausfahrt aus dem Gelände hielten wir noch einmal kurz am Tor, um das historische Stationsschild der Bahnhoftestelle Kolmannskuppe zu fotografieren, das hatten wir am frühen Morgen in der Aufregung ganz vergessen. Nun lag eine lange, fast ausschließlich asphaltierte Strecke vor uns. Richtung Osten bis Keetmanshoop und dann ein Schwenk Richtung Norden an den Rand der Kalahari. Einen wesentlichen Teil der B4 kannten wir ja bereits von der Herfahrt. Nachdem wir auf dem Weg nach Lüderitz keines der seltenen Wildpferde zu Gesicht bekommen hatten, hofften wir nun auf eine entsprechende Begegnung. Einen kurzen Zwischenstopp am Wasserloch von Garub hatten wir daher eingeplant. Aber auch die Hoffnung, diese einzige Tränke im weiten Umkreis würde uns die Chance eröffnen, Fotos von den Namibs zu machen, zerschlug sich, als wir dort ankamen.

Letztlich konnten wir doch von der Fernstraße aus in großer Entfernung ein einziges Wildpferd erspähen. Es stand traurig, das interpretierten wir an dessen Körperhaltung, neben einem Busch in der prallen Hitze. Ein Pferd alleine in dieser Umgebung, das war uns klar, hatte kaum eine Überlebenschance. Ohne Schutz der Gruppe sind die durch die schlechte Ernährungslage extrem geschwächten Tiere ein leichtes Opfer für die hier lebenden Tüpfelhänen. Mit den Gedanken noch lange mit dem Schicksal der Wildpferde beschäftigt, spulten wir die Kilometer ab. Da wir ab und an eine Pause machten beziehungsweise nach den Wildpferden Ausschau hielten, begegneten wir dem roten Touristen-LKW mit der Aufschrift Rotel-Tours an diesem Tag noch mehrmals.

Ablenkung boten auf dieser wie mit dem Lineal gezogenen Strecke Ruinen vereinzelter aufgegebenen Farmen oder Rohbauten, die wohl nie fertiggestellt werden, kleinere Brücken über Riviere, also nur zeitweise wasserführende



Flüsse, die zur der Zeit, in der wir Namibia bereisten, trocken gefallen waren. Erst als wir uns dem Fish River näherten, wand sich die Straße durch das bergige Areal. Eine weit ausladende Brücke überspannt das Tal des Flusses, der im weiteren Verlauf den Fish River Canyon erschaffen hat und später in den Oranje mündet. Aber auch hier von Wasser keine Spur.

Kurz vor Keetmanshoop mündet die B4 auf die B1, die Fernstraße von Kapstadt nach Windhoek. Es war Zeit, zu tanken und für den Mittagstisch. Eine Tankstelle war schnell gefunden, dort gab es für uns und die vielen Fernfahrer mit ihren vielachsigen Sattelschleppern auch den notwendigen Kraftstoff. Die abenteuerlichen Gefährte mit noch abenteuerlichen Beladungen konnten wir während unseres Tankvorgangs bestaunen. Bei diesen Anblicken kam mir der Gedanke, dass das Wort Gefahr womöglich von Gefährt abgeleitet wurde. Hinter der Zugmaschine folgt ein kurzer Auflieger, der wiederum am Ende mit einer Sattelplatte versehen ist, auf der dann ein langer Auflieger gekoppelt ist. Nachdem unser Hilux gesättigt war, machten wir uns auf die Suche, um uns zu sättigen. An einigen Sakralbauten vorbei, Keetmanshoop wurde als christliche Missionsstation gegründet, fanden wir dann eine Niederlassung eines amerikanischen Hühnchen Bräters. Der Hunger und ein freier Parkplatz direkt davor beschleunigten den Entscheidungsprozess und so saßen wir kurz drauf in dieser Systemgastronomie. Dass Kentucky Fried Chicken zu der Kategorie Schnellrestaurant gezählt wird, liegt sicher nicht an der Niederlassung in Keetmanshoop. Anstatt unseren hungrigen Mägen etwas zum Verdauen anzubieten, kämpfte die Mitarbeiterin mehrfach mit dem Klimagerät. Bei einer Außentemperatur von unter 20 Grad und einer Raumtemperatur von vielleicht 18 Grad war uns völlig unklar, sollte es noch kühler werden oder ging es darum, das Teil davon zu überzeugen, zu heizen. Irgendwann, wirklich ganz kurz

bevor wir die Hoffnung aufgegeben hätten, wurde unsere Nummer aufgerufen und nach einer weiteren Wartezeit an der Ausgabetheke war es soweit. Wir erhielten unser ersehntes Fast-Food-Menü. Während des Essens machten wir uns nochmal klar, dass wir Urlaub haben und in Afrika sind, also alles ist, wie es sein soll.

Vorbei an dem Denkmal, welches einen Schäfer mit einem Karakulschaf zeigt, ging die Fahrt aus der Stadt weiter auf der B4 in Richtung Norden. Die ganz besonderen Karakulschafe oder wie die durch Einkreuzung neu gebildete Rasse, die Swakara, heißt, bilden in dem Gebiet zwischen Südafrika und der südwestlichen Kalahari die wirtschaftliche Grundlage vieler Farmen. Im weiteren Verlauf der Fahrt, in der Nähe von Mariental, kamen wir in die erste



Straßensperre in Namibia. Zwei nette Polizistinnen ließen sich unsere Papiere zeigen, keinerlei Wunsch, das Cross-Boarder-Permit zu sehen oder gar zu kontrollieren, stattdessen nette Wünsche für die Weiterfahrt. Weit war es jedoch für diesen Tag nicht mehr. Kurz hinter Mariental kam der Abzweig auf die C23 und nach rund zwanzig Kilometer auf die D1268, die teilweise aus Schotter oder Sand bestand und sich gut befahren ließ.

Die Sandpiste ab dem Gate der Bagatelle Kalahari Game Ranch kannten wir bereits von unserm Besuch in 2015. Damals ging hier ohne Differenzialsperre gar nichts. Diesmal jedoch ließ sich der Sand aufgrund des nächtlichen Regens gut befahren. Bei dem Farmhaus kam uns eine mächtige Eland-Antilope zur Begrüßung entgegen, zumindest sah es so aus. Die Lokalitäten und Formalitäten waren uns ja bekannt und so ging das Einchecken rasch. Ich hatte eines der neu errichteten Häuschen auf dem Dünenkamm reserviert. Wie es sich zeigen sollte, eine gute Entscheidung. Typisch für Männer lehnte ich eine genauere Beschreibung des Weges zu unserer Unterkunft ab. Für die Leserinnen zur Erinnerung, wir Männer wissen, wo's lang geht und wie alle technischen Geräte,



außer Spül- und Waschmaschine, funktionieren und das ohne, ich betone ohne, die Bedienungsanleitung gelesen zu haben. Naja, so zeigte ich meiner Frau schnell noch die anderen Unterkünfte, die wir nicht gebucht hatten und nach einer kurzen Besichtigungstour erreichten wir

auch den Weg zu unserm Häuschen. Ein Pärchen aus der Schweiz bemühte sich redlich, ihren Wagen den Weg der Düne hinauf zu bewegen. Durch die mehrfachen Versuche ohne eingeschalteten Allradantrieb und die mögliche Untersetzung war inzwischen der Sand so locker, dass sie den Versuch abbrachen. Mit etwas Schwung, Schalthebel auf 4L und zugeschalteter Differenzialsperre klappte es bei uns ganz gut, oder eher gesagt: Wir standen quer im Wendehammer nah an dem Platz, auf dem wir unsern Wagen abstellen sollten. Kaum ausgestiegen begrüßte uns Dankie, der Springbock mit den Gartenschläuchen auf den Hörnern. Diejenigen, die unser Reisetagebuch 2015 gelesen haben, erinnern sich vielleicht. Dankie wendet sich nur männlichen Besuchern zu und nutzt zur Kontaktaufnahme seine Hörner in einer für Männer unangenehmen Höhe. Daher auch die Maßnahme mit den Gartenschläuchen.

Die neuen Häuschen waren mit architektonischer Sorgfalt in die Landschaft platziert worden. Unauffällig aber mit einer wunderbaren Aussicht über die Dünen der Kalahari. Zu unserer Überraschung verfügt diese Unterkunft über eine Badewanne, bei der man während des Bads den Ausblick über rote Sanddünen mit den darauf tollenden jungen Springböcken genießen kann. Aber eigentlich wollten wir ja nicht indoor baden, sondern outdoor den Pool genießen. Aber bei Außentemperaturen, die näher an der zehn als an der zwanzig Grad-Marke lagen, bevorzugten wir heißen Kaffee und einen Spaziergang über das Ranchgelände in langen Klamotten.

Dankie begleitete uns ein Stück des Weges, dann hatte er wohl einen anderen Plan und so verschwand er und wir begegneten zwei Straußen, die sich in der Nähe des verwaisten Pools aufhielten. Erstaunt waren wir, dass drei Geparde in einem eingezäunten Gehege untergebracht waren. Gerade Geparden, die schnellsten Jäger, benötigen

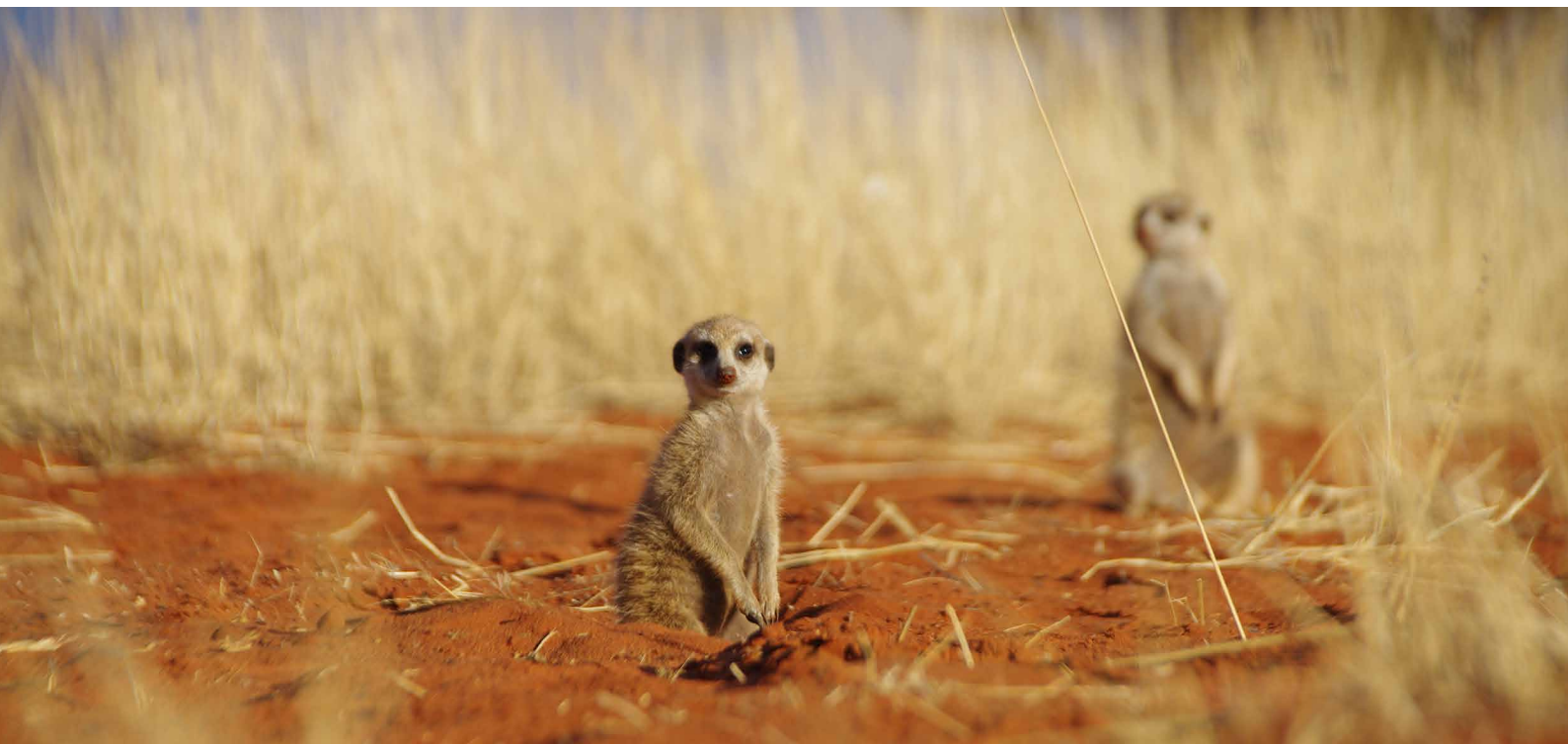


hinreichend Gelände, um ihren Bewegungsdrang nachzukommen. Die Raubkatzen zeigten noch keinerlei Stereotypen, wie man sie von Zootieren üblicherweise kennt.

Etwas abseits der Wirtschaftsgebäude entdeckten wir eine Erdmännchenkolonie. Die kleinen Raubtiere waren gerade auf Futtersuche unterwegs. Während die erwachsenen Mangusten nach Insekten, Skorpionen und ähnlichem Getier suchten, balgten sich die quirligen Jungtiere recht ungestüm. Wie man es aus Dokumentationen kennt, sicherten Wächter aufmerksam die Familienmitglieder vor möglichen Fressfeinden. Wir näherten uns vorsichtig, ohne dass Alarm ausgelöst wurde. Das Fotoshooting konnte beginnen. Wieder gab es am bewölkten Himmel Lücken, durch die Sonnenstrahlen das Geschehen ins rechte Licht setzten. Um auf Augenhöhe mit den Kobolden

der Wüste zu gelangen, lag ich zeitweise mit der Pentax im Anschlag bäuchlings im Kalaharisand. So entstanden wirklich tolle Bilder. Nicht unweit von den Erdmännchen waren auch possierliche Erdhörnchen auf der Suche nach Essbarem unterwegs. Also noch eine zweite Fotosession.

Das Abendessen war endlich richtig namibisch, als Vorspeisen: Springbok Carpaccio mit Grana Padano, eine Süßkartoffelsuppe dazu frische gebackene Brötchen, gefolgt von afrikanischem Gartenkräutersalat und auf offenem Feuer gegrilltem Kudu-Steak mit Blumenkohl, Polenta und frittierten Zucchini-scheiben. Zum krönenden Abschluss noch eine Kalorienbombe: traditionelles afrikanisches Milk Tart Brûlée. Aufgrund der niedrigen Außentemperaturen fand das Dinner innen statt. Der breite Zugang zur Außenterrasse war mit Zeltplanen





verschlossen. Davor patrouillierte Dankie in der Hoffnung, etwas von dem Buffet abzubekommen. So wurde vom Servicepersonal und von Touristen ab und an etwas Essbares aus dem Speisesaal geschmuggelt. Letztlich gelang es ihm auch, durchzuhuschen und die Touristen an den Tischen zu besuchen.

Im Haupthaus ist nicht nur die Gastronomie untergebracht, sondern auch ein kleines Lädchen für afrikanische Safarikleidung und diverse Mitbringsel. Die Giraffen, die uns beim Abendessen vom Sideboard auf den Teller geschaut hatten, waren wirklich hübsch, hatte Heike festgestellt. Dazu hatten diese aus Holz geschnitzten Tiere einen großen Vorteil. Wir hatten ja die Erkenntnis aus dem Buch Hummeldumm, dass man Giraffen erst am letzten Tag vor dem Abflug am Flughafen kaufen sollte.

Das Schicksal der in diesem Buch zu früh erworbenen Giraffe waren mehrfach gebrochene Beine. Die Skulptur, vor der wir standen, bestand lediglich aus Hals und Kopf, Beinbruch ausgeschlossen. So hatten wir nun eine Giraffe in unseren Koffern unterzubringen.

Hören helfen

Vor dem Frühstück verließ ich unser Häuschen in der Hoffnung, einige Tiere anzutreffen. Es war, wie nicht anders zu erwarten, über die Nacht noch kälter geworden. Die Sonne zeigte sich erst sehr spärlich am Horizont und ihre wärmenden Strahlen schienen den Weg bis in die Kalahari noch nicht gefunden zu haben. Ich stapfte durch den roten Sand, den die Servicekräfte rund um die Unterkünfte in aller Früh feinsäuberlich gereicht hatten. Dabei



hat man ein blödes Gefühl, da strengen sich die Arbeiter an, um alle Fußstapfen verschwinden zu lassen und dann stapft man durch diese scheinbar unberührte Düne. So stapfte ich dann weiter die Düne hinab. Es schien, als wäre es allen Tieren noch viel zu kalt. Ausschließlich die Webervögel waren fleißig mit dem Verschönern ihrer Nester beschäftigt. Ein Teil der kunstvoll geflochtenen Kugeln aus trockenem Wüstengras waren kurz vor der Fertigstellung, während in anderen Nestern bereits der Nachwuchs auf sich aufmerksam machte, wenn die Eltern mit Futter anflogen. Etwas abseits der Gebäude endete mein Spaziergang an einem neu aufgestellten Zaun. Hier entstand wohl das neue weitläufige Gehege für die drei Geparden, die wir am Vortag gesehen hatten. Der Zaun zog sich in beide Richtungen bis zum Horizont und die gegenüberliegende Abgrenzung war nicht einmal zu erahnen: weitläufig halt. Plötzlich, wie aus dem Nichts, standen etwa 100 Meter vor mir etliche Springböcke und nicht weit davon wiederum einige Zebras. Während ich durch die kalte Kalahari wanderte, nutze Heike die Annehmlichkeiten der Badewanne mit Aussicht.

Route über Asphalt oder Schotter? Mit dieser Frage startete unser Tag am Frühstückstisch. Heike war sich sicher, egal was sie auswählen würde, ich wäre sicher für die schwierigere Strecke. So war es dann auch. Vor der Abfahrt verabschiedeten wir uns von den Erdmännchen, den Geparden und natürlich von Dankie. Der Toyota wühlte sich durch den noch kühlen Sand bis zum Tor, durch welches wir auf die Schotterpiste gelangten, die uns auf noch unbekannten Wegen nach Windhoek bringen sollte.

Man hätte meinen können, dass die frisch erworbene Giraffenstatue ihre lebenden Vorlagen förmlich anzieht, denn kurz nachdem wir die Ranch verlassen hatten, standen mehrere der gelb-braun gemusterten Langhalse am Straßenrand. Die Wahl dieser Strecke hatte sich schon jetzt gelohnt. Weiter ging es vorbei an einer Gnuherde

Richtung Norden. Vorbei an Orten und Farmen wie Hohe-warte, Mimosa, Beenbreck, Jena, vorbei an der Ruine eines Signalturms aus der deutschen Kolonialzeit. Selbst im absoluten Hinterland ist heute noch die deutsche Vergangenheit, die eigentlich nur 31 Jahre dauerte und über hundert Jahre zurücklag, präsent.



Über viele Kilometer begleitete uns die Spur eines einachsigen Gefährtes, die von diesem Tag sein musste. Ab und an machten wir eine Pause, vertraten uns die Beine und genossen die Landschaft, die Weite, die Abgeschiedenheit, die Stille. Diese Stille wurde während einer Rast unter einem großen Baum durch das ständige Gezwitscher von Webervögeln unterbrochen. Diesmal handelte es sich nicht um die kleinen runden Einfamiliennester, sondern um ein einziges riesiges Nest. Man könnte sagen, es handelt sich um sozialen Wohnungsbau. Mehrere Hundert der „Social Weaver“ leben in diesen hunderte Kilogramm schweren Nestbauten.

Es dauerte noch etliche Kilometer, bis wir das Rätsel der Reifenspuren gelöst hatten. Zwei Jungs mit stylischen Sonnenbrillen waren mit ihrem Eselskarren auf dem Weg zur nächsten Sheebien, also zur nächsten, oft illegalen Kneipe. Diese Fahrzeuge besitzen hier in Namibia

sogar Nummernschilder und bestehen zumeist aus einer Starrachse, oft noch mit Differenzialgehäuse, aus abgewrackten Autos. Ladefläche, Sitzbank aus Holz, eine Deichsel dran und dazu ein bis vier Eselsstärken, fertig. Energiesparend, langlebig und wartungsarm.

Ab dem Ort Dobarbis war die C23 überraschenderweise asphaltiert und so gelangten wir recht entspannt zur Ost-West-Fernstraße B6, die uns vorbei am internationalen Flughafen in die Hauptstadt führte. Wir steuerten direkt das Elegant Guest House in Klein-Windhoek an. Doch bevor wir unsere Unterkunft für die nächste Nacht bezogen, nutzen wir unsere Ortskenntnis, um den nahgelegenen Supermarkt zu besuchen und uns mit Proviant für die nächsten Tage einzudecken. In Elegant Guest House begrüßte uns Pauline an der Rezeption und wir plau-



derten über unseren Besuch zwei Jahre zuvor. Zu ihrem Bedauern war unser damaliges Zimmer bereits belegt. So waren wir diesmal auf der gegenüberliegenden Seite des elegant gestalteten Innenhofes untergebracht. Zwei Ziele hatten wir für diesen Tag noch auf dem Plan. Einen kurzen Ausflug in den Vorort Katutura und die Suche nach einem

zweiten Ersatzrad. Also machte ich mich auf den Weg zu Tiger Tyres südlich des Zentrums von Windhoek. Dort angekommen wunderte sich zwar der überaus freundliche und kompetente Verkäufer über meinen Wunsch, ein möglichst gebrauchtes Ersatzrad käuflich zu erwerben, aber verstand letztendlich mein Problem. Nachdem er den Toyota in Augenschein genommen hatte, teilte er mit, dass es mit einem „used-one“ nichts werden würde, er mir aber einen guten Preis für ein neuwertiges Rad machen würde. Besonders erstaunt war ich dann tatsächlich darüber, dass er mir die originale Toyota Alufelge für unter 200,- Euro anbot. Der Reifen selbst, baugleich zu den am Toyota verbauten, das war zu erwarten, lag bei umgerechnet knapp 300,- Euro. Nach zwanzig Minuten und deutlich erleichtert fuhr ich zurück, um Heike für die Exkursion in das Township Katutura abzuholen. Dieser Vorort ist in den 50er Jahren des letzten Jahrhunderts während des Höhepunkts der Apartheitspolitik entstanden. Der Name dieser Vorstadt stammt aus der Sprache der Herero und bedeutet so viel wie „der Ort, an dem wir nicht leben möchten“. Eine Siedlung ausschließlich für Schwarze und Farbige, die damals zwangsumgesiedelt wurden, abseits des kolonialgeprägten Zentrums, das ausschließlich Weißen vorbehalten werden sollte. Mit inzwischen fast 60.000 Einwohnern der durchaus interessanteste Stadtteil von Windhoek. An den Hauptstraßen gibt es Supermärkte, massiv gemauerte Wohnhäuser und der Soveto Market. Abseits einfachere Gebäude bis hin zu Blechhütten. Unmengen von Menschen waren unterwegs auf den Straßen. Mit Taxen auf dem Heimweg von der Arbeit oder mit Tüten bepackt vom Einkaufen kommend. Heike fühlte sich etwas unwohl, besonders wenn ich etwas fotografieren wollte. Allerlei Dienstleistung und Waren werden in den Straßen angeboten. Selbst das Lackieren eines gesamten PKWs erfolgte am Straßenrand. Leckereien aus Garküchen unter bunten Sonnenschirmen und aufwendige Haarpracht, die von Friseurinnen



geflochten werden, alles erhältlich. Wir trauten uns trotz aller Bedenken, den Soweto Market zu Fuß zu besuchen. Dieser Markt besteht, wie wir es aus den alten Stadtkernen in Deutschland kennen, aus kleinen Läden, die von Kleingewerbetreibenden angemietet werden können. Da es schon spät war, der Markt schließt um 17:00 Uhr, waren die meisten Läden bereits geschlossen. Zu meinem Erstaunen gibt es dort sogar ein Büro zur Beratung von Existenzgründern.

Zurück in Klein-Windhoek machten wir uns zu Fuß auf den Weg zu dem Kult gewordenen Joes Beerhouse. Eine Gaststätte mit einem ganz besonderen Flair. Ein Muss für jeden Namibiareisenden. Um sicher zu sein, einen Platz zu bekommen, ist eine Reservierung unbedingt zu empfehlen. Wir waren gerade noch rechtzeitig, um ohne Reservierung an einem runden Tisch mit vier jungen Chinesen unterzukommen.

Unter dem Motto: „Local is lekka!“ bestellten wir Joe’s Jägerschnitzel vom Oryx mit „homemade Spätzle“ für mich und für Heike Oryx Filet mit Ofenkartoffel. Die Melange aus den unterschiedlichsten Gästen waren es schon wert, Joe’s Beerhouse zu besuchen. So machte es auch uns Spaß, die Menschen zu beobachten. Heike fiel ein Typ auf, der allerdings kein Gast war, sondern zum Personal gehörte. Er war wahrlich gruslig anzusehen. Nicht nur wegen seines Aussehens, nein auch der Ausdruck, seine Bewegungsabläufe und der starre Blick irritierten und so hofften wir, dass er nicht zur Bedienung an unserm Tisch eingeteilt wurde. Während wir auf unser bestelltes Essen warteten, kam ein Ehepaar in das Restaurant. Sie nahmen am Nebentisch Platz. Eigentlich setzte sich nur die Frau an den Tisch, der Ehemann rannte wie ein Hamster auf Speed durch das Restaurant und fotografierte so ziemlich alles, was irgend abzulichten war. Zwischendurch setzte er sich kurz, bevor er wieder aufsprang und neu entdeckte Dinge, ohne Rücksicht auf irgendwen zu nehmen, fotogra-

fierte. Das Ganze nahm erst ein Ende, als offensichtlich der Akku der Billigkamera sein letztes Milliampere geopfert hatte. Unser Mahl wurde auf außergewöhnlichen, künstlerisch durchbrochenen und umgebördelten Metallblechen angereicht. Diese Art von Teller passte sehr gut in das gesamte Ambiente. Die Oryxantilope gehört definitiv zu den leckersten Fleischlieferanten.

Inzwischen war es in Windhoek dunkelste Nacht und so folgten wir in diesem Jahr den Sicherheitsempfehlungen und ließen uns am Ausgang von einem Mitarbeiter ein Taxi rufen, welches uns das kurze Stück zum Gästehaus zurück fuhr.

Nicht nur ich hatte mich auf den Urlaub gut vorbereitet, auch Heike hatte einiges getan, um unsere Reise zu bereichern. Da sie als Frühförderin im Bereich hörgeschädigter Kinder arbeitet, hatte sie Kontakt zu der Organisation CLaSH aufgenommen. CLaSH betreibt einen Kindergarten für gehörlose Kinder in Windhoek und wenn es die personelle und finanzielle Situation zulässt, besuchen sie auch Familien in fernab gelegeneren Landesteilen. Mit der Chefin Heide Beinhauer hatte sich Heike für diesen Vormittag verabredet. So fuhren wir direkt nach dem Frühstück, zu dem uns Pauline einige Leckereien aus Ei serviert hatte, in die Dr. Frans Indongo Street.

Unglaublicherweise fanden wir einen Parkplatz direkt vor dem Gebäudekomplex, in dessen Hinterhaus das Büro der Hilfsorganisation untergebracht ist. So betraten wir etwas zögerlich den Hof und standen nach einigen Schritten vor dem vergitterten Eingang. Eine nette Mitarbeiterin öffnete uns die mehrfach gesicherte Gittertür und bat uns rein. Heide Beinhauer hatte uns bereits erwartet und begrüßte uns überaus herzlich. Sie fragte uns die üblichen Dinge über die Anreise und auch wo wir denn geparkt hätten. Auf meine Antwort, direkt vor dem Haus, reagierte sie heftig mit so etwas wie „ohje“ und ich müsse aber sofort den

Wagen in den Hof fahren. Obwohl ich die Situation eher als entspannt ansah, machte ich mich sofort daran, umzuparken. Als ich zurück kam, waren Heike und Heide bereits intensiv in Fachgespräche vertieft. Die wirtschaftlichen und politischen Probleme in Namibia wurden genauso erörtert wie die aktuellsten technischen Hilfsmittel und die hilfreichsten pädagogischen Ansätze. Als Hilfeleistung hatte Heike in Deutschland von ihr bekannten Akustikern Hörgeräte und Batterien eingesammelt. Heide war sehr erfreut über die Mitbringsel. Besonders die Tatsache, dass eines der Hörgeräte aus dunkelbraunem Kunststoff

gefertigt war, fiel ihr positiv auf. Aber neben den technischen Hilfsmitteln hatten wir auch noch eine sprechende Möwe im Gepäck. Dieser Plüschvogel wiederholt das, was er „gehört“ hat. Heide strahlte, als Heike ihr die Möwe vorführte und freute sich für ihre Kinder. Ihre Kinder, die Gehörlosen und Schwerhörigen, die den vereinseigenen Kindergarten besuchen. So machten wir uns auf den Weg, die Kinder zu besuchen. Untergebracht in Räumen des Albert-Schweitzer-Kinderdorfes ist diese Kindertagesstätte die einzige Einrichtung dieser Art in ganz Namibia.





Als wir das Gebäude betraten, patschten wir in das von der Reinigungskraft großzügig verteilte Putzwasser. Die Situation kam mir, als Bürgermeister eines Ortes mit sechs Kindertagesstätten, irgendwie bekannt vor. Mit etwas mehr Reinigungsmittel im Wasser und das gut verteilt, dann riecht man fast, wie sauber es ist. Das gehört wohl weltweit bei einigen Reinigungskräften zu den Grundeinstellungen. Wobei ich gestehen muss, dass dieses Konzept auch mir bekannt ist, schließlich musste ich als Zivildienstleistender auch regelmäßig ein Jugendzentrum putzen.

Eine weitere Herausforderung, die die Betreiber von Kinderbetreuungseinrichtungen wohl weltweit meistern müssen, ist gute und zuverlässige pädagogische Leitungen zu finden. So klagte auch Heide Beinhauer uns ihr Leid. Aktuell war die hiesige Leitung nicht im Dienst. Drei Erzieherinnen kümmerten sich um die Mädchen und Jungen.



Die Mitarbeiterinnen sind ebenfalls taub und können daher nur mittels der namibischen Gebärdensprache kommunizieren. Als wir mit Heide auf das Außengelände traten, erlebten wir, wie die Kinder auf einem sehr einfach gehaltenen Spielplatz lediglich mit alten Autoreifen lebhaft wie auch glücklich spielten. Heike war schnell mit den Erzieherinnen dabei, sich mittels Gebärden auszutauschen. Dies gestaltete sich jedoch aufgrund der unterschiedlichen Bedeutung der Gebärden als nicht sehr einfach und führte für alle gut erkennbar zu lustigen Fehlinterpretationen. Man könnte ja annehmen, dass gerade die Gebärden für Alltagsgegenstände oder Tiere weltweit gleich sind, aber weit gefehlt, selbst Elefant oder Kuh haben in Namibia andere Handbilder wie in Deutschland. Als die Kinder bemerkten, dass sich Heike mit den jungen Frauen unterhielt, kamen sie zu uns und stellten sich uns vor. Jedes der Kinder gebärdete in einem heillosen Durch-

einander seinen Namen. Was uns natürlich nicht wirklich weiterhalf, denn von deren Gebärdennamen konnten wir keinerlei Rückschluss auf deren lautsprachlichen Namen ziehen. Anschließend ging es für die ganze Bande in den Unterrichtsraum. Das Thema war heute der Besuch auf einer Landwirtschaftsmesse vor einigen Tagen. In zwei Kleingruppen wurde, wie es bei Gehörlosen üblich ist, mit Händen und Gesichtsausdrücken erzählt, diskutiert und dazu viel gelacht. Diese Kinder strahlten so unendlich viel Freude aus, dass wir förmlich davon angesteckt wurden.

Auf dem Rückweg zum Büro im Stadtzentrum machten wir noch kurz Halt bei dem Studienseminar, in dem die zukünftigen Lehrkräfte für die Unterrichtung von sinnesbehinderten Kindern ausgebildet werden. Gerade das hartnäckige Engagement von Heide Beinhauer hat zu einem Sinneswandel der zuständigen Regierungsvertreter aber auch bei vielen der betroffenen Eltern geführt. Es bleibt zu hoffen, dass CLaSH weiterhin maßgeblich an der Entwicklung der Versorgung von hörgeschädigten Kindern beteiligt sein kann.

The Little Five

Für uns war die Strecke von Windhoek nach Swakopmund kurz wie ein Katzensprung und entspannend zu befahren, durchgängig asphaltiert und recht breit ausgebaut, und daher oft besser wie gar manche deutsche Landstraße. Über die B1 verließen wir Windhoek Richtung Norden. Kurz vor Okahandja zweigt dann die B2 nach links ab. Ab Wilhelmstal begleitet die Bahnstrecke Swakopmund-Grootfontein über weite Strecken die Fernstraße. Eine für die Region große Ansiedlung ist die Stadt Karibib. Mitten in der Region Erongo gelegen leben die Menschen hier hauptsächlich vom Bergbau. Neben einer von einem südafrikanischen Konzern betriebenen Goldmine wird hier der weltweit berühmte Karibib Marmor gebrochen.

In allen größeren europäischen Städten gibt es Gebäude, in denen der Stein von hier verarbeitet wurde. Als Beispiel wäre der Frankfurter Flughafen zu nennen. Die Marmorquader werden mit der Bahn aber auch mit LKWs nach Walfis Bay verbracht und dort eingeschifft. Jeder der würfelförmigen Felsen wiegt zwischen zwanzig und dreißig Tonnen. Trotz der Beladung mit jeweils zwei der Quader, waren die Tieflader zügig unterwegs. Durch einen weiteren Ort ging unsere Tour an diesem Tag, Usakos. Sechs Straßen, Kaiser-Wilhelm, Krone Prinzessin und die Querstraßen durchnummeriert 1 bis 4, dazu 2 Tankstellen und das war es fast. Bemerkenswert eigentlich nur weil man von hieraus das Gebirgsmassiv des Hohenstein ausgezeichnet sehen kann. Gut eine Stunde später erreichten wir die Stadtgrenze von Arandis, eine weitere Bergbaustadt. Nicht edler Marmor und Granit oder wertvolles Gold wird hier geschürft, hier gilt das Augenmerk dem Abbau von Uranoxid. Anzunehmen ist, dass die Chinesen auch hier aktiv sind. Zumindest waren alle für den Transport der Mitarbeiter eingesetzten Busse chinesischer Herkunft. Die Auswirkungen auf die Natur und die Menschen in der Region spielen bei den genehmigenden Regierungsbehörden und den Betreibern keine Rolle.





Daher gelten hier nicht die üblichen Strahlenschutzrichtwerte und es werden monatlich rund 800.000m³ Trinkwasser für die Aufbereitung des gewonnenen Erzes benötigt. Dies entspricht dem Wasserverbrauch der Hauptstadt Windhoek und das in Namibia, einem Land, in dem jeder Tropfen Wasser zählt.

So erreichten wir am Nachmittag den Ortseingang der deutschesten aller namibischen Städte, Swakopmund. Vorbei an „Martin-Luther“ dem Dampflokomobil, welches 1896 für den Bau der Eisenbahnstrecke von Deutschland eingeführt wurde. Das traktorartige dampfbetriebene Gefährt erfüllte damals jedoch nicht seine Erwartungen, da es ständig aufgrund seines Gewichtes im Wüstensand versank. Dabei erhielt es auch sein Namen frei nach dem Zitat des Reformators Martin Luther: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Amen“. Weiter ging es einmal quer durch die Stadt direkt an den Strand, an dem das Hotel „The Stilz“ liegt, dessen elegante Holzhäuser auf Stelzen in den Mündungsbereich des Swakop-River gebaut wurden. Stege in luftiger Höhe verbinden die einzelnen Gebäude.

Für den späten Nachmittag hatten wir uns mit einer Bekannten aus Buseck verabredet. Bei einem Gespräch am Rande einer Sitzung des Behinderten- und Seniorenbeirates in Buseck hatten wir festgestellt, dass sich just an diesem Tag unsere jeweiligen Reiserouten hier kreuzten. Bis zu dem ausgemachten Zeitpunkt bummelten wir noch am Strand entlang und durch diverse Ladengeschäfte. Angekommen im Hotel „Eberwein“ wurde uns ein Zettel überreicht, auf dem unsere Bekannten uns das Hotel „Deutsches Haus“ als neuen Treffpunkt nannten. Sie waren wohl umquartiert worden. Nur zwei Straßenecken weiter erreichten wir das Haus, an dem Gisela uns bereits zusammen mit ihrer Enkelin erwartete. So hielten wir einen netten Plausch im Kreise von Buseckerinnen und mir im Deutschen Haus in der Abgelegenheit des afrikanischen Kontinents.

Für unser Abendessen hatten wir, wie bereits vor zwei Jahren getestet, Kücki's ausgesucht. Dieses kultige Restaurant wurde durch seine Erwähnung im Buch Hummeldumm über die Grenzen von Namibia bekannt. Ungeschickterweise hatten wir vergessen, einen Tisch reservieren zu lassen. Obwohl wir direkt zum Beginn der Öffnungszeiten ankamen, gab es keine Möglichkeit, zwei Sitzplätze zu erhalten. So reservierten wir schon einmal für den nächsten Abend und folgten der Empfehlung des Restaurantmanagers einer alternativen Lokation. Im portugiesischen Restaurant Welwitschia, benannt nach der namibischen Nationalpflanze, gab es reichlich Fisch im Angebot. So ließ ich mir ein Filet vom Kingklip, einem typischen Fisch im südlichen Afrika, munden, während Heike sich über eine frittierte Seesunge genüsslich hermachte.



Unter dem Titel „The Little Five“ hatte ich bereits aus Deutschland eine geführte Tour durch die Namibwüste bei Swakopmund gebucht. Chris, der Chef des durchführenden Unternehmens, gilt als der Erfinder dieser Art von Safari, bei der es darum geht, unscheinbare Wüstenbewohner zu entdecken. Zu unserer Freude war er es persönlich, der uns durch die Wüste führte. Er besitzt überaus gute Deutschkenntnisse, aber auch, davon konnten wir uns überzeugen, sein Holländisch ist exzellent. In der Reservierungsmail war ausdrücklich vermerkt: Abholung am Hotel pünktlich um 8:00 Uhr. So standen wir auch pünktlich um 8:00 Uhr vor dem Eingang bereit. Naja, ich stand zur Abfahrt bereit, Heike genoss noch den Kaffee am Frühstückstisch. Sie meinte, so pünktlich werden die schon nicht sein und wenn, würden die an der Rezeption fragen und die würden uns Bescheid geben. Während ich unruhig hin und her spazierte und damit die Dame an der Rezeption wohl ziemlich nervte, fragte sie mich, ob sie bei Chris anrufen solle? Ich tat ganz cool und verneinte das Hilfsangebot. Inzwischen war auch Heike ganz entspannt erschienen. Mit einem hämischen Unterton fragte Sie mich, „Na, noch keiner da?“ Just als ich die Rezeptionistin bat, doch einmal bei Chris anzurufen und zwanzig Minuten nach der vereinbarten Zeit, sauste dann ein Geländewagen an dem Stützpunkt vorbei, wendete am Ende der sandigen Straße in einer mächtigen Sandwolke und hielt direkt vor uns. Die Sandwolke verflog, die Fahrertür des Landcruisers öffnete sich. Chris stieg aus, Chris der Prototyp eines Wüstenguides: Lederhut, stylische Sonnenbrille mit gelben Gläsern, grünes T-Shirt, kaki Kargohosen, barfuß, 3-Tagebart und sonnengegerbte Haut. Mir schoss sofort das Bild der Hauptfigur einer Filmtrilogie, die großteils im Outback von Australien spielt, durch den Kopf. Chris musterte mich kurz und begrüßte mich dann mit: „Hi, Crocodil Dundee“. Wohlgemerkt, er begrüßte mich mit diesen Worten und wand sich dann umgehend meiner Frau zu. Es dauerte noch einen ganzen

Moment, bis ich wieder bereit war, meine Umwelt wahrzunehmen. Warum war ich der Krokodilmann, obwohl er ihm doch viel ähnlicher sah.

Nachdem wir den Toyota Landcruiser bestiegen hatten, stellte er uns die anderen Expeditionsteilnehmer vor. Da gab es zum Beispiel Canada, der auch nur so hieß, weil auf seiner Baseballkappe ein Ahornblatt aufgesteckt war und so ähnlich war es auch mit den anderen Personen. Eigentlich super praktisch, so konnte er nach kürzester Zeit alle mit ihrem zugegebener Weise speziellen Namen anreden. Zwei weitere Geländewagen stießen zu unserem Landcruiser und in einer Minikolonie ging es raus aus Swakopmund. Schon wenige Meter hinter der Stadtgrenze zweigte eine Sandpiste von der Hauptstraße nach Walvisbay ab. Ganz in der Nähe befindet sich der Stützpunkt des Unternehmens, welches Kameltouren durch die Wüste anbietet. Chris merkte dazu nur an, dass Kamele im südlichen Afrika überhaupt nichts zu suchen hätten. Unkraut wären die hier. Während er den Luftdruck der Fahrzeugreifen reduzierte, um im tiefen Sand gut vorwärts zu kommen, schimpfte er noch auf die Quadfahrer, die sich nie an die Rege, die in der Wüste gelten, hielten. Er war sich sicher, dass es in Namibia mit Abstand die höchste Quaddichte der Welt geben würde. Schließlich würden die Spuren und somit der Eingriff in die Natur in der Wüste und besonders auch in den Strandbereichen der Skeletoncoast die Jahrhunderte überdauern. Die geführten Touren in die Wüsten befuhren immer die gleiche Route und so würden die Schäden in diesem fragilen Ökosystem minimiert, versicherte er uns.

Mit Allradantrieb und fast platten Reifen gruben sich die Geländewagen entlang des ausgetrockneten Flussbettes des Swakop. Bereits bei der ersten Düne gab es einen Halt. Chris hatte einige Informationen und auch einige Quizfragen für seine unbedarften Safarimitglieder, zumin-



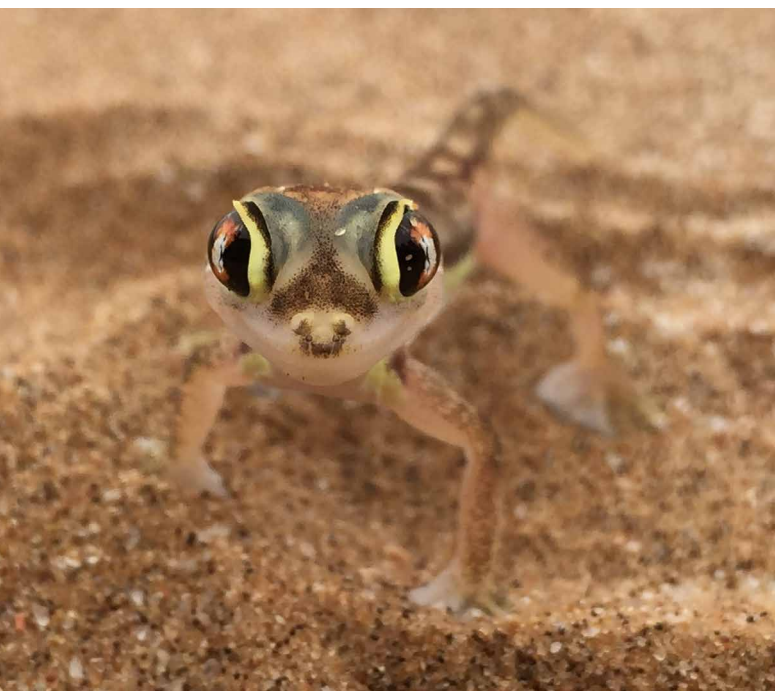
dest fühlten wir uns so, vorbereitet. Mit den Fragen und den meist von ihm selbst gegebenen Antworten erklärt er uns, wie die Wüste funktioniert: Alles basiert auf einer Nahrungskette, an deren Anfang das Wüsten-Müesli steht. Das sind Samen, Stängel, Blätter von Pflanzen, die hier leben oder hierher geweht wurden. Die Vegetarier unter den Tieren, also Käfer und andere Insekten, fressen dieses Wüstenmüesli, welches sich am Fuße der Dünen im deren Windschatten ansammelt. Dann kommen die Fleischfresser an die Reihe. An einem weiteren unscheinbaren Ort erklärt Chris die Schichtung des Sandes in der Düne und warum Geckos gerade hier ihre Höhlen graben und schon hat er einen in der Hand. Es ist der Palmatogecko, auch Namib-Gecko genannt, etwa 10 cm lang, Riesenaugen ohne Augenlieder und von so transparenter Haut, dass man die Blutbahnen gut erkennen kann. Auf Grund dessen Größe, nein eigentlich auf Grund seiner Kleinheit, war es kaum möglich, mit der Spiegelreflexkamera in eine optimale Position für ein Foto auf Augenhöhe zu kommen. Also empfahl Chris allen iPhone-Nutzern und denen, die so etwas Ähnliches ihr Eigen nannten, auf die Kamera im Smartphone zurückzugreifen. Just als der kleine Gecko mit seiner Zunge eines der riesigen Augen sauberleckte, erwischte ich ihn mit meiner Handykamera traumhaft. Nach der ausgiebigen Fotosession bugsierte Chris unser Fotomodell zurück zu seiner Höhle, in der er schleunigst verschwand.

Mit dem entsprechenden Hinweis auf die gesundheitlichen Gefahren, die einen in der Wüste erwarten könnten, erhielt jeder der Teilnehmer noch eine Wasserflasche und der Tross zog weiter. Nur wenige hundert Meter weiter sprang Chris aus dem Wagen und griff beherzt in den Sand einer der unzähligen Dünen und siehe da, in seiner Hand zappelte eine Blindschleiche. Es handelte sich laut Chris um eine Fitzsimons Burrowing Skink, eine Blindschleiche, die im Gegensatz zu den meisten Blindschleichenarten

wirklich fast blind ist. Der metallisch glänzenden Körperfärbung haben diese Schleichen den deutschen Namen Blindschleiche zu verdanken. Blend, ein Begriff aus der Metallurgie, sorgte für die ursprüngliche Bezeichnung dieser Gattung der Echsen. Zum Missfallen des wahrlich metallisch glänzenden Tiers wurde es nun von Hand zu Hand gereicht. Fluchtversuche endeten nach nur kurzem Tauchversuch im Dünen sand unversehens wieder in der Hand von Chris. Unglaublich wie zielgenau er die flinke Schleiche unter dem Sand hervorholte und dabei noch andauernd Wortspiele mit Fitzsimons blinder Blindschleiche und Fischers Fritze in einer Mischung aus Deutsch, Niederländisch und Afrikaans mit seinem südafrikanischen Dialekt kreierte.

Während wir uns mit der Fitzsimons blinder Blindschleiche beschäftigten, waren die beiden Helfer von Chris ausgeschwärmt, um weitere Bewohner der Namib zu lokalisieren. Um zu dem Aufenthaltsort der nächsten tierischen Attraktion zu gelangen, galt es nun für Chris und seine Helfer zu graben, tief zu graben. Den Weg von der Oberfläche zu dem gesuchten Wesen markierte so etwas wie ein dünner, heller Nylonstrumpf. Mit der gewohnten Sicherheit beförderte Chris eine schneeweiße Spinne ans Tageslicht. Etwas verwundert blickte die Dancing White Lady mit ihren acht Augen in die für sie viel zu helle Welt und drohte abwechselnd mit ihren Vorderbeinen. Die Spinne tanzte. Den Schacht von ihrem Schlafplatz tief unten im kühlen Sand zur Oberfläche kleidet sie zur Stabilisierung mit einem feinen, aufwendig gesponnenen Gespinst aus, welches für uns wie ein Nylonstrumpf aussah. Die anschließende Fotosession im Schatten eines aufgestellten Pappdeckels fiel recht kurz aus, um die nachtaktive Spinne vor den für sie schädlichen Sonnenstrahlung zu schützen.

Während der Weiterfahrt stürzte Chris nochmals aus dem Geländewagen, um eine Eidechse vor dem Zerdrücken durch die Autoreifen zu beschützen. Bis heute ist mir völlig unklar, woran er gesehen hatte, dass sich die Schau-felnaseneidechse dort unter der Oberfläche aufhielt. Er versuchte sie noch zum Fotografieren in der Hand zu halten, aber dafür war diese Echse selbst für den Tausend-sassa Chris viel zu schnell.



Auf dem Kamm einer Düne nicht weit entfernt standen Dünensurfer, um mit Schwung den Hang auf biegsamen Holzbrettern herunter zu gleiten. Auch diese bei Touristen beliebte Freizeitbetätigung sieht Chris aus Naturschutzgründen in diesen sensiblen Wüstenbereich sehr kritisch. Besonders die tägliche An- und Abfahrt mit vielen Fahrzeugen, die sich nur selten an die Verkehrsregel der

Wüste, sich immer auf der gleichen Spur zu bewegen, halten, führt zu negativen Eingriffen in Flora und Fauna.

Nach einer Pause fuhren unsere drei Geländewagen auf der Spur der letzten Safaris weiter in ein Gebiet mit zahlreichen Wüstenpflanzen oder eher trockenen Büschen. Wieder schwärmten unsere Begleiter aus und suchten an jedem Busch. Tatsächlich fanden sie nach kurzer Zeit ein junges Wüstenchamäleon. Für uns war es kaum vorstellbar, diesen Meister der Tarnung in den Wüstenbüschen zu entdecken. Nicht nur getarnt durch die exakte Anpassung der Farbe in die der Umgebung, sondern auch die Bewegungen des jungen Chamäleons, ein leichtes Wippen vor und zurück, schienen, als würde der Wüstenwind seine Bewegungen kontrollieren.

Wir lernten sehr schnell, dass der Farbwechsel nicht nur zur Tarnung diene, sondern auch die Gemütslage widerspiegelte. Die Nähe der Touristen, die mit ihren Linsen immer näher rückten, ärgerte das Tier deutlich und so wurde das Chamäleon blass. Erst als Chris leckere Mehlwürmer zum Einsatz brachte, kam wieder etwas Farbe ins Spiel. Wippend machte sich Jackson, so wurde das Chamäleon wegen seiner Art der Fortbewegung von Chris genannt, auf den Weg aus dem Busch zu den honigfarbigen Larven. Ein Auge immer auf das verlockende Mahl gerichtet und mit dem anderen Auge die Umgebung beobachtend, waren nur noch wenige Zentimeter Wüstensand zu überwinden. Dann geschah das Unfassbare, anstatt dass das Chamäleon wie erwartet mit seiner langen, klebrigen Zunge zielsicher die Mehlwürmer sich einverleibt, landete eine Dünenerle und pickte fluchs die Larven weg. Jackson wurde schneeweiß vor Ärger. Ein zweiter Versuch von Chris schlug aus demselben Grund fehl. Verärgert drehte sich das Chamäleon wieder seinem Busch zu und machte sich mit dem ihm typischen Jackson Walk auf den Heimweg.



Bemerkenswert war für uns die Tatsache, dass niemand von uns vorher irgendeinen Vogel gesehen hatte. Die Dünenlerche ist hier in der Namib endemisch, kommt also sonst nirgends auf der Welt vor. An das hier vorherrschende minimale Nahrungsangebot hat sich diese Art optimal angepasst. Diese Lerche trinkt niemals und spezielle Bakterien im Darm regeln den Wasserhaushalt. Von ihrem Beobachtungsvermögen und den guten Augen hängt ihr Jagderfolg ab.

Dass es wirklich Jahrzehnte oder länger dauert, bis sich menschliche Eingriffe in diese karge Natur wieder revidieren, sahen wir, als wir an die Bohlenstraße kamen, die vor weit über hundert Jahren hier angelegt wurde, um die Wüste mit Ochsenkarren zu durchqueren. Trotz des ständig vom Atlantik her wehenden Windes waren Teile der Bohlenstraße noch gut zu erkennen. Hier bekamen wir wieder eine der unterhaltsamen Lehrstunden von Chris. Diesmal ging es um dreckige Dünen. Tatsächlich ist es so, dass die Lee-Seiten der Dünen verschmutzt aussehen. Rußig schwarz, als hätte der Meerwind die Abgase der schwerölbetriebenen Ozeanriesen hierher geblasen. Chris versicherte uns jedoch, dass die Luft in der Namib die sauberste der Welt wäre. Sandig, staubig aber ohne industrielle Verunreinigung, nachweislich besser als am Nordpol, der im Einflussbereich der großen Industrienationen liegen würde. Er wickelte einen Magneten in sein Stofftaschentuch und zog ihn einige Male durch den Dünen sand. An dem eingepackten Magnet sammelte sich im Nu eine gehäufte Handvoll schwarzer Partikel, eindeutig Eisenstaub. Neben den schwarzen gab es auch rote Tönungen an den Dünen, die, so Chris, auf Rubinstaub zurückgehen. Rubinstaub, der beispielsweise für Schleifpapier oder Nagelfeilen genutzt werden würde. Nicht bei den billigen chinesischen Nagelfeilen, sondern nur bei den wirklich guten roten.

So kamen wir zum Ende der kurzweiligen Tour. Im Konvoi ging es über die Dünen dem Atlantik entgegen. Von wegen abgelegene Wüste abseits der Zivilisation, das iPhone von Chris machte sich lautstark bemerkbar. Was im normalen Straßenverkehr schon nicht gut geht, funktioniert im Geländewagen in tiefem Sand noch weniger, während der Fahrt zu telefonieren. Bis er eine geeignete Stelle zum



Anhalten gefunden hatte, war das Klingeln verstummt. Chris hatte jedoch bemerkt, dass einer der Geländewagen zurückgefallen war. So setzte er sich mit dessen Fahrer in Verbindung und erfuhr, dass eine der Mitreisenden inzwischen mit einem Kreislaufkollaps neben dem Wagen im Schatten saß und mit Wasser aufgepäppelt wurde. Bis die Ärmste sich wieder einigermaßen erholt hatte, genossen wir die Aussicht über die goldene Dünenkette der Wüste bis zu den hohen Wellen des Atlantiks.

Nachdem wir uns beim Hotel von Chris verabschiedet hatten, rüsteten wir uns für einen Stadtbummel durch das ach so deutsche Städtchen Swakopmund. Entlang des Strandes bummelnd genossen wir bei einer steifen

Brise die Meeresluft und den Sonnenschein. Fast wie bei einem Spaziergang auf einer der deutschen Nordseeinseln fühlten wir uns. Ein tobendes Meer, die Luft von salziger Gischt erfüllt, welche die Haut mit einer feinen Salzsicht überzog, ein Sandstrand, an dem die Kinder mit den Wellen Fangen spielten, Angler, die angespannt in Erwartung eines guten Fanges ihre Augen nicht von den Schwimmern abwandten und über allem hielt ein rot-weißer Leuchtturm wacht.

Auf dem Weg zu dem Landungssteg trafen wir dann auf eine Schulklasse bestehend aus Jugendlichen im Alter von ungefähr 16 Jahren. Dabei wurde uns bewusst, dass

sich die Verhaltensweisen von Schülerinnen und Schülern weltweit wohl nicht mehr unterschieden. Handy in der Hand, Daumen huschen flink über dessen Display und die Hörorgane werden direkt per Ohrhörer beschallt. Kontakt zur Außenwelt ausschließlich per WhatsApp.

Die Jetty ist ein über 300 Meter langer Landungssteg, der in den flachen Südatlantik reicht. Ein hölzerner Steg an dieser Stelle diente lange Zeit für nahezu die gesamte Versorgung der Kolonie Deutsch-Südwestafrika. Dieser wurde später durch eine Eisen- und dann Stahlbetonkonstruktion ersetzt und im Jahr 2005 renoviert. Inzwischen gehört der Besuch der Jetty zu den touristischen „must-haves“. Zum Glück hatten wir einen Tag erwischt, an dem von dem üblichen Nebel nichts zu sehen war. Diese Wetterlage nutzen auch die Kormorane, die auf der Brüstung des Stegs saßen und ihr Gefieder trockneten während junge Besucher aus aller Welt Selfies mit ihren Smartphones machten.

Die Strandpromenade besteht aus einer Allee von Palmen mit Blumenbeeten mit prächtig blühenden Gewächsen aus der Familie der Lampranthus, einer der Pflanzen, die wir erhofft hatten, in der Namaqua-Wüste blühend anzutreffen. Stutzig wurde ich bei einer der hohen Palmen. Bei genauerem Hinsehen war diese nur eine künstliche Tarnung einer Mobilfunkantenne. Vielleicht auch eine Maßnahme zu Erhöhung der Akzeptanz solcher Anlagen in Mittelhessen. An Rande der Promenade boten Händler ihre Schnitzereien und Stoffe feil. Ein weniger schönes Bild boten einige aus dem Norden zugereiste Himbafrauen, die dort nicht nur Handel betrieben, sondern dort wohl auch ihr Nachtlager dauerhaft eingerichtet hatten.

Vorbei am Strand Hotel, eine Nobelunterkunft, welche durch eine Reportage im deutschen Fernsehen bekannt geworden ist, ließen wir uns auf der Terrasse des Museums Café für ein Pauschen nieder. Junge Familien





waren an diesem etwas geschütztere Strandabschnitt in der Überzahl und tollkühne Jungs trauten sich unerschrocken trotz der arktisch anmutenden Temperaturen in die Fluten. Mit zwei Mülltonnen hatten sich Andere ein Fußballtor konstruiert und spielten Beachfußball. Der weitere Stadtbummel führte uns durch einige Läden, die sich vollends auf die Touristenmassen aus Deutschland eingestellt haben, aber auch an Gebäuden im Stil der Kolonialarchitektur wie dem Wöhrmannhaus oder dem Hotel Adler vorbei.

In unserer Lodge zurück konnten wir die Herde der für Ausritte gezüchteten Dromedare im hohen schilfartigen Gras des Swakopdeltas äsen sehen. Die Tiere nutzten den Schatten der Stelzenhäuser und standen fast direkt unter den Stegen, die die Unterkünfte verbanden. Für uns ging nun der Aufenthalt in Swakop, wie es die Einheimischen verkürzt nennen, zu Ende. Letzter Punkt war das Abendessen bei Kücki's. Auf dem Weg dorthin konnten wir noch einer Hochzeitsgesellschaft bei ihrer Fotosession zuschauen. Angeleitet von dem Fotografen sprangen vier Brautjungfern in rosa und türkisen Tüllkleidern, welche die ganze Bandbreite der verfügbaren Konfektionsgrößen abdeckten, von einer niedrigen Mauer in den Sand des Strandes. Graziös, soweit es ihnen möglich war, strahlend und jubelnd. Das Ganze zu unserem Vergnügen und auf Geheiß des Fotografen natürlich mehrmals.

Heute klappte das mit dem Abendessen im legendären Kücki's dank der Reservierung problemlos. Hunderte kleiner Jägermeisterflaschen bildeten den Grundstock der Dekoration. Dazu Emailwerbeschilder von Maggi und diversen Brauereien und Flaggen aus aller Welt mit einem Schwerpunkt auf Deutschland, Ost und West und seine Bundesländer. Natürlich ernährten wir uns auch hier regional. Auf unsern Tisch kam Game, also Wildfleisch, Hunterschnitzel und Oryx Steak und zum Dessert Bananen-Splitt.

Entspannt

Nachdem wir unsere Vorräte im örtlichen Super-Spar ergänzt hatten und der Tank am Ortsausgang von Swakopmund gefüllt wurde, führte uns die heutige Strecke entlang der Küste, der Skeleton-Coast, Richtung Norden. Bereits wenige Kilometer außerhalb dieser seltsam deutschen Stadt erreichten wir einen Bereich, in dem China eines der berühmtesten Entwicklungshilfeprojekte durchführt. In undurchsichtigen Verträgen verpflichten sich chinesische Unternehmen beispielsweise wie in diesem Fall Straßen zu bauen und dafür erhalten sie uneingeschränkten Zugang zu Bodenschätzen oder andern international begehrten Produkten. Über viele Kilometer sahen wir einheimische und chinesische Arbeiter, die mit chinesischen Baumaschinen dabei waren, eine asphaltierte Fernstraße zwischen Swakopmund, Hentisbay weiter bis Uis und letztendlich bis Khorixas zu bauen. Ich bin zwar kein ausgewiesener Experte für Tiefbaumaßnahmen, aber bereits mit meinem in den letzten Jahren als Bürgermeister gesammelten Laienwissen zweifelte ich an, dass die dort in Einsatz kommenden Sand-Stein-Schotter-Gemische dazu geeignet sind, einen langfristig tragenden Unterbau zu bilden. Abgesehen von den massiven dauerhaften Eingriffen in die fragile Ökologie des Naturschutzgebietes, ist von einer Nachhaltigkeit kaum zu sprechen.

Industrielle Nutzung findet in der Region hauptsächlich durch die Gewinnung von Meersalz durch die Saltcompany statt. Weiterhin ist die Fischerei ein wirtschaftlicher Faktor. Das Örtchen Hentisbay entwickelt sich inzwischen zu einer kleinen Stadt mit der gesamten Bandbreite an Bauwerken. So dominieren in den Randbereichen die für Afrika leider allzu oft anzutreffenden Hütten aus Blech, Plastikplanen und sonstigem Verpackungsmaterial, daneben standardisierte Häuser aus Hohlblocksteinen, aber auch in exponierter Lage herrliche Villen. Der Handel in jegliche Richtung wird durch Woermann & Brock

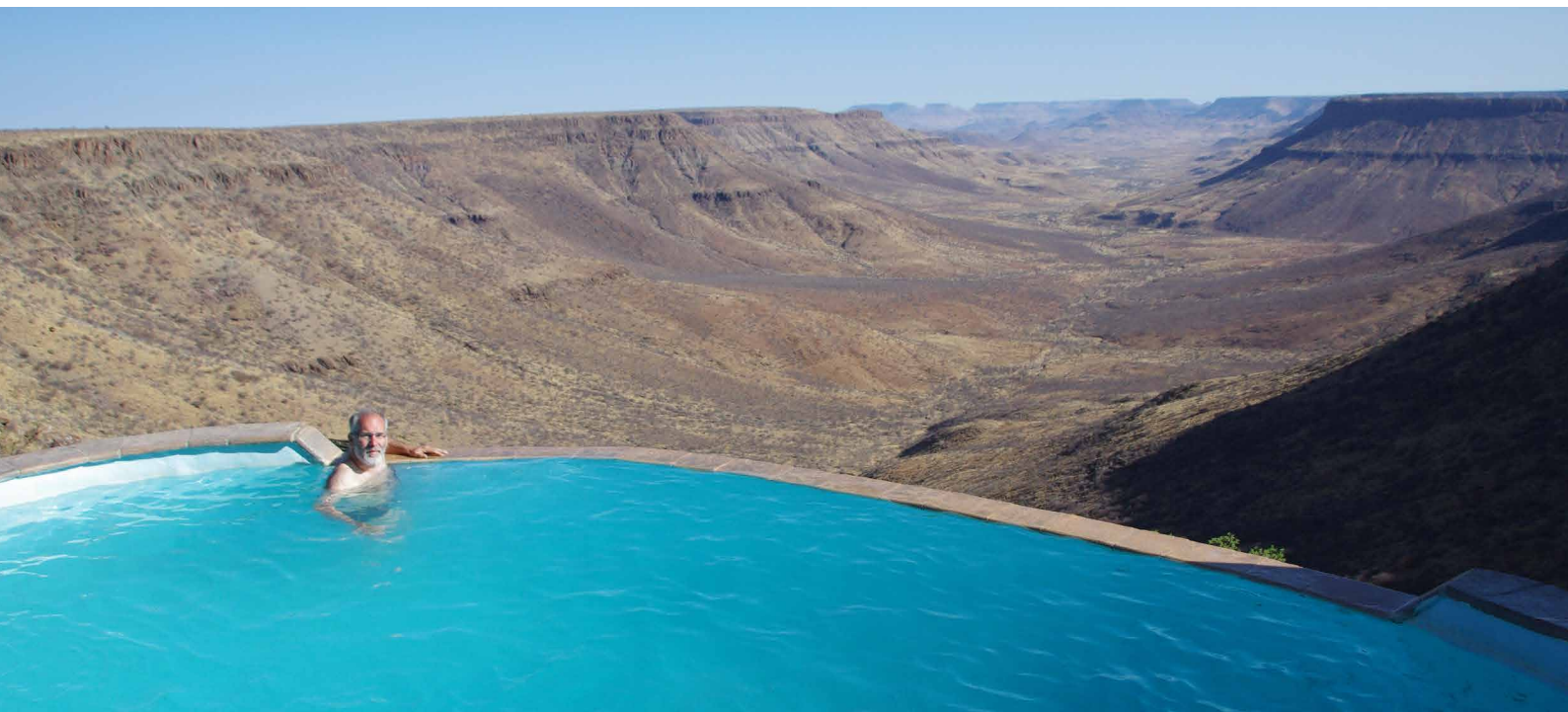
Wholesalers, die selbst in abgelegenen Gegenden Stützpunkte betreiben, abgewickelt.

Selbst hier am Rande aller Zivilisation begegnete uns ein Rennradfahrer auf der Salzpiste. Solange es nicht regnet, ist diese Piste mit dem Rad durchaus gut zu befahren. So hofften wir für diesen Sportler, dass die dichten Wolken am Himmel ihr Nass für sich behielten.

Bei Hentisbay zweigte die Neubaustrecke entsprechend dem Verlauf der C35 nach rechts ab. Im Internet war damals zu dieser Strecke zu erfahren, dass aufgrund der in Bau befindlichen Asphaltstrecke die Schotterpiste bereits seit geraumer Zeit nicht mehr gewartet würde und so beschlossen wir, durch den Skeleton Coast Nationalpark unsere Fahrt fortzusetzen. Am Tor zum Nationalpark waren die üblichen Formalitäten zu erledigen und die

Tagesgebühr zu entrichten. Danach durften wir das mit riesigen Totenköpfen verzierte Tor durchfahren.

Die Landschaft auf dieser Strecke ist an Ödnis nicht zu übertreffen. Die wenigen Sehenswürdigkeiten kannten wir bereits von unserer Reise in 2015 und darum ließen wir die Schiffswracks, die verfallene Diamantenmine und die übelst riechende Seelöwenkolonie beim Diaz-Cross wortwörtlich links liegen. So kamen wir zügig voran und konnten noch vor der geplanten Uhrzeit die Küstenstraße verlassen. Außerhalb des Nationalparks begegneten uns dann auch wieder andere Fahrzeuge, deren Insassen wir auch immer freundlichst grüßten. Als vereinzelt die ersten grünen Bäume in der sonst nur mit Büschen bewachsenen Steppenlandschaft auftauchten, konnten wir wieder Giraffen beobachten. Die Insassen eines für Touristen typischen weißen SUVs, der am Pistenrand anhielt, waren





schier aus dem Häuschen, als sie die Giraffen in der Ferne entdeckten. Wir dachten nur, so war das bei unserem ersten Namibiabesuch wohl auch und wissend, dass das sicher nicht die einzigen Giraffen auf unserem weiteren Trip sein werden, fuhren wir entspannt weiter. Tatsächlich war die Giraffendichte in den nächsten Tagen immens. Selbst weit ab von jeglichen Schutzgebieten waren die graziösen Geschöpfe anzutreffen. Eines der eleganten Tiere machte sich scheinbar einen Spaß daraus, uns in gebührendem Abstand ein Wettrennen zu liefern.

Die Schotterpiste wand sich inzwischen zwischen zahlreichen Tafelbergen langsam in die Höhe und so erreichten wir ohne Reifenprobleme den Scheitelpunkt des Grootbergpasses. Die letzten Kilometer bis zu unserer Lodge galt es dann mit allen technischen Hilfsmitteln, die so ein geländetauglicher Pickup einem zur Verfügung stellt, zu bewältigen. Langsam kletterten wir mit dem Toyota über das Geröll der engen Piste empor und das immer in der Hoffnung, dass uns kein Fahrzeug entgegenkäme. Oben angekommen belohnte uns der herrliche Ausblick über das traumhafte Tal.

Die Grootberg Lodge ist ein kommunales Projekt dieser Region. Die Einnahmen dienen unter anderem der Finanzierung der Schulen in diesem Distrikt. Beim Einchecken wurde uns mitgeteilt, dass es zwar neu angelegte Wanderwege über das Plateau geben würde, diese jedoch aktuell nicht genutzt werden könnten, da eine Löwenfamilie im Areal unterwegs wäre. Auf Nachfrage wurde mir immerhin erlaubt, zu Fuß dem Fahrweg bis zum Wasserloch folgen zu dürfen. Was ich dann, in der winzigen Hoffnung vielleicht die Löwen aus der Entfernung sehen zu können, nutzte.

Der eigentliche Grund, diese Lodge auszuwählen, lag hauptsächlich in der extraordinären Lage der Unterkünfte und des dazugehörigen Pools direkt am Rande des Hochplateaus.

Seitdem wir die Küstenregion verlassen hatten, waren die Temperaturen zum Glück so angestiegen, dass wir endlich unsere „Winterbekleidung“ wegpacken konnten.



So war es nun endlich möglich, nach zehn Tagen voller Aktivitäten die Zeit zum Entspannen am und im Pool zu nutzen. Bei einem wundervollen Sonnenuntergang genossen wir unser Dinner: Oryx Steaks mit Pfeffersauce dazu Kartoffelbrei, Blumenkohl und grüne Bohnen und zum Dessert Tiramisu mit Schokosauce. Zum Abschluss dieses Abendmenüs präsentierten Schüler und Schülerinnen der von der Lodge geförderten Schule einheimischen Gesang und die dazu passenden Tänze. Die afrikanischen Melodien begleiteten uns noch in die fast vollmondhelle Nacht.

Durch Etosha

Beim Frühstück konnten wir noch einmal die wunderbare Aussicht über das bis an den Horizont reichende Tal genießen. Bevor wir jedoch endgültig Auschecken konnten, inspizierte Heike den minikleinen aber mit wunderbaren Exponaten bestückten Curio-Shop.

Bei der Talfahrt über die bereits beschriebene Geröllstrecke querten direkt vor unserem Pickup mehrere Kudas mit ihrem prächtigen Geweih die Piste. Diesen reinen Kraftpaketen sollte man mit dem Wagen möglichst nicht in die Quere kommen. Mit einem Gewicht von über 300 Kilogramm und einer brachialen Sprungkraft sind diese Tiere eine echte Gefahr für Leib und Leben selbst in einem wuchtigen Toyota Hilux.

Die knapp hundert Kilometer lange Schotterpiste bis Kamanjab war größtenteils in einem sehr schlechten Zustand. Gerade auf dieser Strecke wurde uns wieder deutlich, dass die Stoßdämpfer des Mietwagens ihre beste Zeit bereits lange hinter sich hatten. Es galt also, die Geschwindigkeit des Wagens so anzupassen, dass sich dessen Eigenresonanz nicht mit den regelmäßigen Abständen der Bodenwellen anregen ließ. So mit rund 80km/h klappte das üblicherweise recht gut. Hieß natürlich, dass die Bodenhaftung gleichzeitig auf ein Minimum reduziert wurde. Zu Glück begegneten uns nur selten andere Fahrzeuge und wenn, waren es zumeist Eselkarren.

Von der Regionalhauptstadt Kamanjab wird die ganze Region versorgt. Neben einer Tankstelle, deren Personal uns bei der letzten Reise durch eine unglaubliche Trägheit aufgefallen war, gibt es hier die unterschiedlichsten Handelsgeschäfte. Da hier der letzte Marktflecken vor der Durchquerung des Etosha Nationalparks war, hieß es, alle Vorräte auffüllen. Vor allem Wasser und Diesel-Treibstoff standen auf der Liste.

Auch wenn inzwischen zwei Jahre ins Land gegangen waren, bei dem Team der Shell-Station hatte sich nichts verändert. So übten wir uns in Geduld, bis unser Fahrzeug endlich betankt wurde. Im angegliederten Supermarkt füllte Heike unsere Vorräte an Obst, Nüssen und Wasser auf, während ich zwischen Keilriemen und Ölfiltern wieder auf der Suche nach einem Reifendruckmessgerät war. Mein suchender Blick blieb einem der Mitarbeiter nicht verborgen und so unterstützte er meine Suche nach dem gewünschten Teil. Ein zweiter Verkäufer kam hinzu und schließlich auch der Ladeninhaber. Alle waren sich sicher, dass so eine „Air Pressure Gauge“ immer da sei. Mir war es inzwischen peinlich, dass fast das gesamte Personal sich nur um mich kümmerte und letztlich blieb es dann doch nur bei Äpfeln, Nüssen und Wasser. Selbst der Versuch, unsere Reisekasse wieder aufzufüllen, scheiterte an dem unwilligen Geldautomaten.

Die Fahrt über die asphaltierte Strecke von Kamanjab zum Galton Gate, dem östlichen Eingang des Etosha Nationalparks tat uns und unserem Leihwagen auch mal ganz gut. So erreichten wir entspannt die Parkeinfahrt. Ebenso entspannt schienen die Ranger zu sein, die es sich im Schatten der massiven Sonnenschirme bequem gemacht hatten. Im Wachgebäude erfolgte die übliche Erfassung unserer Daten und die Bezahlung der Parkgebühr. Mit dem letzten Kleingeld erwarben wir eine, nein, die sehr informative Landkarte des Parks mit den Abbildungen fast aller hier anzutreffenden Tiere.

Ohne Eile näherten wir uns dem Dolomite Camp unserer nächsten Unterkunft. Dabei besuchten wir einige der künstlich angelegten Wasserlöcher und erfreuten uns an den dort anzutreffenden Tieren.

Zebras, Springböcke, Strauße und Oryx-Antilopen sind hier in diesem Teil des Nationalparks fast allgegenwärtig. Aber auch erstaunlich viele Giraffen entdeckten wir auf



unserer Pirschfahrt. Aufgrund der heftigen Regenfälle in den Monaten am Anfang des Jahres war die Vegetation, die inzwischen größtenteils verdorrt war, deutlich höher als zwei Jahre zuvor. Dies machte die Sichtung von Tieren deutlich schwieriger. Auch führten Regenfälle die wenige Tage zuvor unüblicherweise niedergegangen waren, dazu, dass viele Wildtiere sich anderweitig mit Flüssigkeit versorgten und somit nicht die Wasserlöcher aufsuchen mussten.

Aus der Ferne erkannten wir bereits den Hügelzug, der nach einem imposanten Teil der Alpen benannt wurde, die Dolomite-Hills. Bei weitem nicht so hoch, aber mit schroffen Felsen gekrönt, ragt dieses Minigebirge aus der weiten, flachen Steppe um die Etoshapfanne. Im Schatten eines der aus einfachsten Mitteln erstellten Carports parkten wir den Toyota und nutzen den umgehend bereitstehenden Shuttleservice mit einem Kubota-Allrad-Mobil. Während wir eincheckten, begab sich unser Gepäck schon einmal in Richtung unseres Chalets. Zu unserer Überraschung hatte unser Häuschen einen eigenen privaten Pool mit Aussicht über die schier endlose Ebene. Die Sonne stand noch hoch am Himmel und so nutze Heike diesen unerwarteten Luxus, während ich noch einmal zu einer Fahrt zu zwei Wasserlöchern, an denen wir in 2015 unter anderem ein junges Nashorn und Löwen gesehen hatten, aufbrach. Diesmal waren es hauptsächlich Geier, die es zu fotografieren gab. So kam ich zur Einsicht, es wäre besser gewesen, so wie es Heike gemacht hatte, den Luxus unseres Privatpools zu nutzen.

Etwas Luxus konnte ich dann doch noch zusammen mit meiner Frau genießen, das Abendessen. Zwiebelsuppe, Impala Steak mit Champignonsauce und Petersilie-Kartoffeln und zum Dessert leckeren Mokka-Pudding.

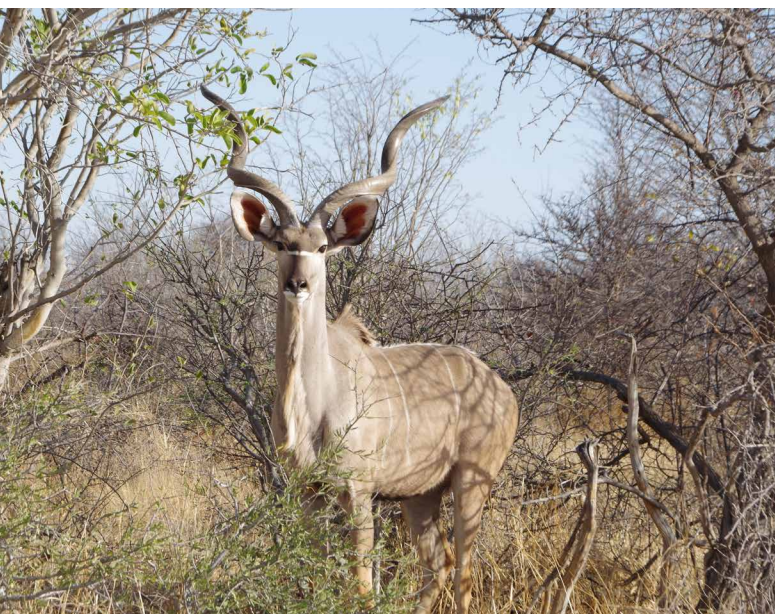
Nach dem morgendlichen Frühstück galt es auszuchecken und dabei die Verzehrrrechnung zu begleichen. Geduldig

versuchte die Dame an der Rezeption das Telecash-Terminal davon zu überzeugen, den eingegeben Betrag mittels meiner Kreditkarte einzuziehen. Vergebens, auch weitere Versuche mit Heikes Barclaycard scheiterten. Die Frage nach hiesigem Bargeld mussten wir leider auch verneinen. Diese Situation machte uns schon ein wenig unentspannt. Im Umkreis von über hundert Kilometer gab es nur den defekten Geldautomaten in Kamanjab und wer weiß, wann der wieder funktionierte. Die Angestellte war sowas wohl gewohnt, sie gab uns unsere Rechnung und bat uns, diese in dem Camp Olifantus zu bezahlen. Diese Lockerheit und dieses Menschenvertrauen muss man in den ach so zivilisierten Ländern erst einmal suchen, dachte ich mir und freute mich, dass es hier in diesem wirtschaftlich armen Land so funktioniert.

Nun konnte unsere Fahrt vom westlichen zum östlichen Ende des Etosha-Nationalparks beginnen. Wie am Vortag machten wir uns ohne Eile auf die Piste. Wasserlochhopping könnte man unsere Vorgehensweise nennen. Aber



auch sonst immer die Augen offen. So kam es, dass ich in recht großer Entfernung ein Nashorn zwischen den dünnen Büschen entdeckte. Sicher noch dreihundert Meter entfernt von der Straße, aber es kam gemütlichen Schrittes direkt auf uns zu. Motor aus, leise sein, Fotoapparate in Anschlag und warten. Wir trauten uns kaum zu atmen als der Koloss, dessen massiger Kopf mit zwei riesigen Hörnern versehen war, immer näherkam. Das Black-Rhino, also ein Spitzmaulnashorn, war auf vielleicht fünfzig Meter an uns herangekommen, bevor es zum ersten Mal versuchte, Witterung aufzunehmen. Kurzzeitig, wie Nashörner nun mal sind, verlassen sie sich auf ihren Geruchssinn und ihr gut ausgebildetes Gehör. Die angespannte Ruhe wurde nur durch das leise Klicken meiner Kamera unterbrochen. Dieses leise Geräusch schien das Nashorn noch zu tolerieren, als jedoch Heike den Auslöser der Pentax K-50 betätigte und sich die diversen mechanischen Teile der Spiegelreflexkamera in Bewegung setzten, war mit der entstehenden Geräusch-



kulisse die Toleranzgrenze unseres Fotomotivs überschritten. Den Kopf kurz in die Höhe geworfen und mit wenigen schnellen Schritten drehte sich das Tier fast auf der Stelle und suchte das Weite. Unglaublich, wie flink die immense Masse des Nashorns in Bewegung kam und wie schnell es sich dann mit scheinbar trippelnden Schritten entfernte. An diesem Tag schwor ich mir, in Zukunft bei der Auswahl einer Kamera auch ein Augenmerk auf die Lautstärke beim Auslösen zu werfen. Eigentlich müsste so etwas auch bei den technischen Daten angegeben sein, dachte ich mir.

Entlang der Wasserlöcher, die wie Perlen aufgefädelt entlang der Piste lagen, ging unsere Fahrt Richtung Westen weiter. Unser nächstes Ziel war Olifantrus, ein Camp in direkter Nachbarschaft zu dem gleichnamigen Wasserloch. In einem gut gesicherten Bereich besteht dort die Möglichkeit zu zelten oder die Nacht in den hier sehr verbreiteten Geländewagen mit Dachzelt zu verbringen. Auf einem großen, sandigen Platz innerhalb des Areals standen bereits knapp zehn weiße Pickups, so parkten wir unsern fast identisch aussehenden Wagen auf einer freien Stellfläche und erweiterten damit diese Rudelbildung. Im dortigen Lädchen beglichen wir unsere Rechnung vom Dolomitecamp per Kreditkarte stressfrei. Bis heute ist uns jedoch unklar, wie bei einem solchen Verfahren eine Kontrolle stattfindet, egal, Afrika.

Vom Inneren des Camps führt eine Brücke über die elefantensichere Umzäunung. Außerhalb endet dieser rund vier Meter hohe Übergang in einer Art Turm, welcher im Erdgeschoss verdeckte Fenster zur Tierbeobachtung bietet. Das Brückenbauwerk bestand durchweg aus schrecklich glatten Plastikbohlen. Sicher kein einheimisches und sicher auch kein westeuropäisches Produkt, dachte ich mir. Womöglich aus chinesischer Produktion, nach dem Motto der nette chinesische Staat tauscht alte tropische Edelhölzer gegen super modernen, schadstoffbelasteten



Kunststoffframsch. Das waren nur meine Gedanken und diese sind absolut durch nichts bewiesen.

Da das Wasserloch fast unbevölkert war und sich keine interessanten Szenen dort abspielten, nutzen wir die Gelegenheit für eine keramische Entspannungspause. Immerhin waren es rund 70 Kilometer bis zu der nächsten Toilettenanlagen und dazwischen möglicherweise hungerrige Predatoren.

An den weiteren Wasserstellen gab es die üblichen Gruppen von Gnus, Zebras, Springböcken und Straußen. Abwechslung brachten zwei Löwenbrüder, die unter einem wirklich winzigen Baum Schatten suchten und das direkt an einer der überaus seltenen Kreuzungen zweier Pisten. Faul und scheinbar zu kaum einer Bewegung fähig wollten sie wohl allen vorbeikommenden Touristen klar machen, wer hier Chef im Ring ist.

Die letzte Pause vor unserem heutigen Tagesziel Fort Namitoni war Okaukuejo. Bereits aus der Entfernung sieht man den während der deutschen Kolonialzeit errichteten Wach- und Kommunikationsturm. Damals wurden Nachrichten mittels Heliographen als Sonnenspiegeln übermittelt. Ein Netz dieser von Carl Zeiss Jena gefertigten Geräte verband damals die wichtigsten Orte in Süd-West. Hier in Etosha gab es lediglich drei Stationen: der Turm in Okaukuejo, der Helioshill bei Halali und das Fort Namutoni.

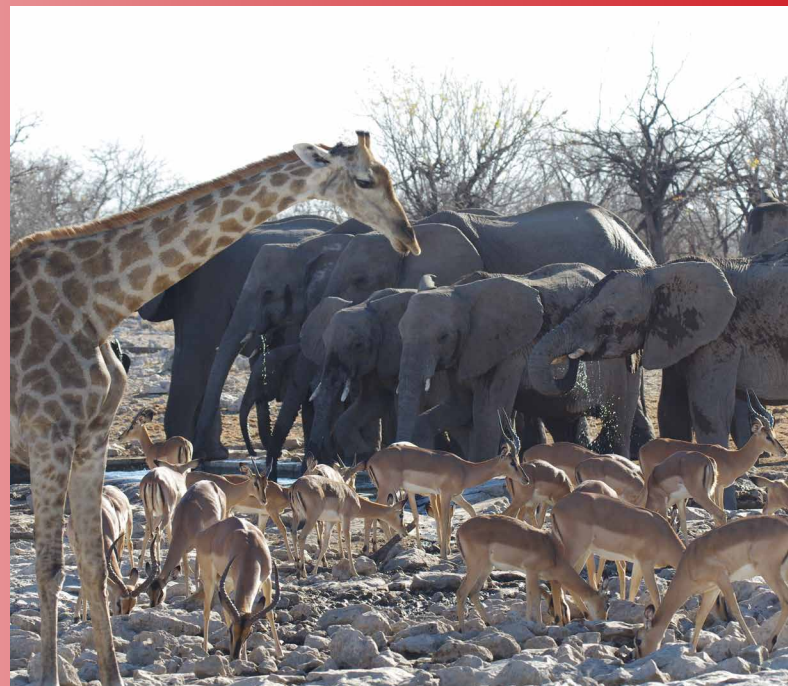
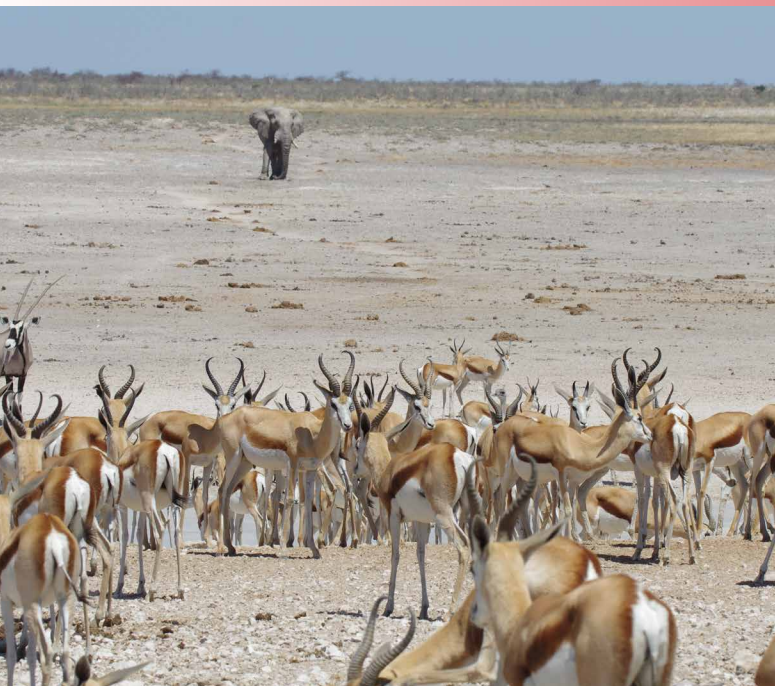
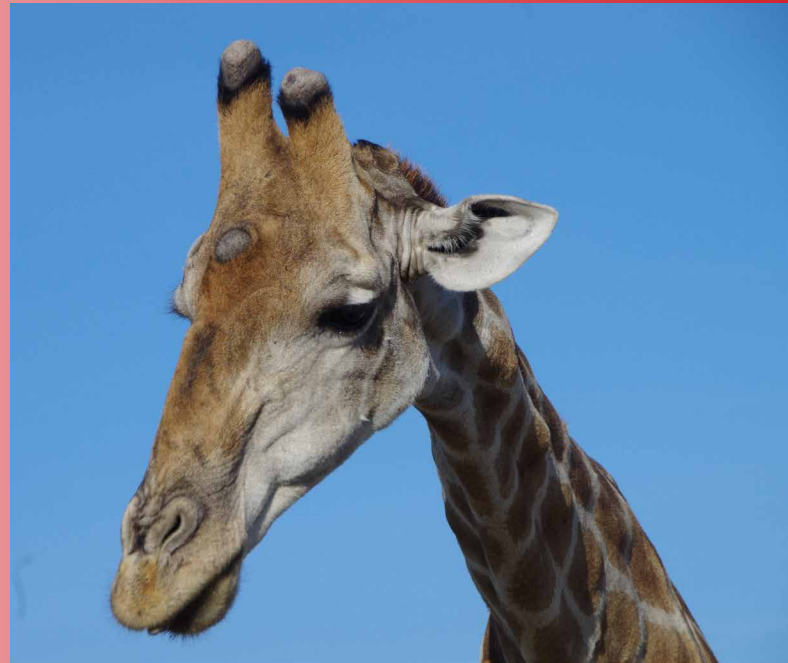
Erfrischt, gestärkt und mit Postkarten versorgt gingen wir die letzte Etappe des Tages an. An einem der folgenden Wasserlöcher entdeckten wir einen Flamingo in seinem weiß-grauen Jugendgefieder. Da die typische Rosafärbung der Vögel sich durch die Ernährung mit kleinen Krebstieren einstellt, war klar, dass es sich um einen Jungvogel aus der letzten Regenzeit handelte. Im Namibischen Sommer füllt sich so durchschnittlich alle sieben Jahre die Etosha- und die Fischer-Pfanne mit Wasser und lockt

rund eine Million der Wasservögel zur Brut an. So wie das Wasser zu dieser Zeit plötzlich kommt, verschwindet es zusehends wieder. Bis zu diesem Zeitpunkt heißt es für die Küken flügge werden. Dieser Nachzügler war zwar flügge, hatte aber wohl den Anschluss an den Flug zur Atlantikküste verpasst.

Ein ebenfalls besonderes Fotomodell war ein Gaukler, ein fast schwarzer Raubvogel mit knallroten Füßen und Schnabel, den wir trinkend an einer der Wasserstellen fotografieren konnten. Der recht große Adler mit einer Spannweite von knapp zwei Metern hat sich seinen



Namen mit seinem gaukelnden Flug verdient. Hier im Westen des Nationalparks waren nun auch deutlich mehr Kudus, Impalas und Elefanten unterwegs. Die Sichtungen von Giraffen war weiterhin auf einem extrem hohen Niveau. In einem der trocken gefallen Flussbette, die in der Regenzeit die Etosha-Pfanne speisen, entdeckte





ich nun ein White-Rhino, also die andere Spezies der afrikanischen Nashörner. Breites Maul, weit hinten am Kopf verortete Ohren, eindeutig ein Breitmaulnashorn. Aber auch dieses war äußerst scheu und wand sich, nachdem es uns gewittert hatte, ab. Der Jagddruck durch die Wilderer zeigt sich deutlich in dem Verhalten der inzwischen äußerst seltenen Tiere.

Namutoni, das weiß getünchte Fort, stand da, als wäre es als Kulisse für einen Hollywood-Film geschaffen worden. Würde hier Laurence von Arabien angeritten kommen, würde man sich wohl nicht großartig wundern. Wir näherten uns jedoch mit unserem Toyota Hilux, während die Sonne sich langsam dem Horizont näherte. Schnell war eingeeckelt und unser Zimmer in einem der Bungalows bezogen. An der Tür zu dem winzigen Vorgärtchen war offensichtlich das Schloss entwendet worden und die Schwerkraft ließ das Türchen ständig offen stehen. Ohne Sichtschutz fühlt man sich dann doch etwas beobachtet und so wurde schnell eine neue Verriegelung gebastelt.

Heike nutzte die letzten Sonnenminuten für ein Sonnenbad am Pool, während ich mich auf den Weg machte, die Treppen zu dem Turm des Forts zu erklimmen. Von dort oben hat man einen wunderbaren Ausblick auf die Anlage und das ganze umliegende Terrain. Die Holzdecke, die gleichzeitig auch der Bodenbelag der rundumlaufenden Galerie darstellte, war wohl bereits vor Jahren eingestürzt. Lediglich dieser Eckturm war soweit hergerichtet, dass man ihn gefahrlos nutzen konnte. Zu meiner Freude tapste gerade ein Elefant zielstrebig in Richtung der Namutoni-Wasserstelle. Also zügig die Treppen hinunter und zur Aussichtsplattform an der Tränke. Inzwischen stand der Elefant bis zum Bauch im feuchten Nass und verzehrte genüsslich die dort wachsenden Schilfpflanzen. Nach dem einige Megabyte mit Elefantenpixel gefüllt waren, machte sich der Elefant wieder auf den Weg und ich beobachtete noch für einige Zeit die einheimischen Garten- und

Landschaftsbauer beim Herrichten einer Fläche mittels Verbundsteinpflaster.

Für den nächsten Morgen hatten wir uns vorgenommen, direkt zum Sonnenaufgang eine Rundfahrt durch den Osten des Nationalparks zu starten. Bereits kurz nach fünf Uhr bestiegen wir unseren Wagen und verließen das Fort durch das bereits geöffnete Tor.

Die Route führte uns zwischen den beiden Senken der Etosha- und Fisher-Pan hindurch in Richtung Nordosten. Im Umfeld der Wasserstellen Klein Okavi und Groß Okavi entdeckten wir einen Löwen, der sich auf der Pirsch befand. Wir konnten ihm noch eine ganze Weile aus einiger Entfernung folgen, bevor er im Dickicht verschwand. Während bei den üblichen Löwensichtungen die Tiere zumeist gesättigt und faul in der Gegend rumliegen, fühlten wir hier die gewisse Anspannung, die sich bei einer Jagd breit macht. Leider durften wir nicht miterleben, ob die Pirsch des einzelnen Löwen erfolgreich war.

Zurück auf der Hauptstraße zwischen Namutoni und dem nordöstlichen Gate Nehale Iya Mpingala entdeckten wir in einiger Entfernung etwas Undefinierbares am Straßenrand liegen. Erst als wir uns näherten und sich das Undefinierbare bewegte, erkannten wir, dass es sich um einen ausgewachsenen Leoparden handelte, der sich zu Gute machte, dass die vom Vortag aufgeheizte Piste noch immer Wärme abstrahlte. Katzen lieben ja bekanntlich warme Plätze. Jetzt erfasste uns das Jagdfiber und diverse Hormone wurden wohl zeitgleich ausgeschüttet. Freude, einen Leoparden entdeckt zu haben, ein wenig Ärger, das Tier nicht früher erkannt zu haben, Hektik die Kameras in Anschlag zu bringen und dabei noch Auto zu fahren. Das elegante Tier nahm keinerlei Rücksicht auf unsere Gemütslage und unsere Interessen und verschwand geschmeidig zwischen den dicht stehenden Bäumen im Unterholz. Puh, das frühe Aufstehen hatte sich gelohnt.



Zurück im Fort lockte es uns ans Frühstücksbuffet, bevor wir unsere Pirschfahrt rund um Namutoni fortsetzten. So trafen wir so ziemlich alles an Tierarten an, die hier heimisch sind und bei Tag sich außerhalb einer Deckung aufhalten. Von mächtigen Elefantenbullen bis zu den kleinsten Antilopen den Damara Dikdiks. Gerade diese niedlichen Tiere mit ihren scheinbar riesigen braunen Augen sind hier sehr verbreitet. Derjenige, der den Begriff der Rehaugen in Bezug auf die verführerischen, dunklen Augen von Frauen etabliert hat, war sicher nie einem Damara Dikdik begegnet. Andererseits wie würde es denn klingen, wenn ein Mann zu seiner Liebsten sagen würde: Du hast so wunderbare Damara Dikdik Augen. Letztendlich war es doch gut, dass dieser deutsche Wortschöpfer wohl nicht in Deutsch Südwest seinen Dienst geleistet hatte.

An diesem Tag machten wir innerhalb kürzester Zeit Begegnung mit den „Ugly five“. Neben den „Big Five“ bestehend aus Löwe, Leopard, Elefant, Nashorn und Büffel, haben auch die fünf angeblich hässlichsten Tiere einen eigenen Namen bekommen. Gnu, Warzenschwein, Hyäne, Marabu und Geier sind eindeutig einfacher zu erspähen als die „Big Five“. Auf der Suche nach den Mitgliedern der „Big Five“ befinden sich viele der Touristen, die sich in Afrika auf Safari befinden. Vier der fünf sind in Etosha anzutreffen. Diese Vier, Löwe, Leopard, Elefant und Nashorn hatten wir sowohl in 2015 als auch in diesem Jahr bereits entdeckt und abgelichtet. Gerade der Leopard steht auf der Wunschliste der Besucher ganz weit oben. So kamen wir dann auch in einen Verkehrsstau in Etosha. Irgendwo in einem Dickicht hatte wohl irgendwer einen Leoparden gesichtet und dies sprach sich per Funk und von Landrover zu Landrover herum. Wenn sich dann auf der Piste schon mal vier oder fünf Fahrzeuge angesammelt haben, strömen in kürzester Zeit noch alle Arten von Fahrzeugen von Kleinwagen bis zum Reisebus dazu. Im Ergebnis standen dann über zwanzig

Fahrzeuge kreuz und quer auf und neben der Piste herum, wir, die wir eigentlich nur vorbei wollten, irgendwo dazwischen. Natürlich bemühten wir auch Teleobjektiv und Fernglas, aber außer einigen Springböcken entdeckten wir nichts, aber auch die Nachfragen bei den Insassen der benachbarten Geländewagen brachte keine Sichtung der Raubkatze mit der exklusiven Fellzeichnung. Nach einiger Wartezeit mit einigen Rangiermanövern verabschiedeten wir uns von dieser surrealen Szene. Nach einigen Kilometern entdeckten wir dafür andere Raubtiere mit punktuellen Fellzeichnungen. An einem trockengefallenen Wasserloch nutzten zwei Tüpfelhyänen die aus der nun trockenen Senke entstandene Höhle als ihre Behausung. Der Tag verabschiedete sich von uns mit der Ansicht von einer Elefantenherde im Sonnenuntergang.

Afrika beginnt

Nun hieß es Abschied nehmen von Etosha, einem der bedeutendsten Schutzgebiete der Welt. Vor uns lag mit über 650 Kilometern die längste Etappe dieses Urlaubs. Also soweit wie von Buseck nach Italien oder Polen. Da der weitaus größte Teil der Strecke aus asphaltierter Straße besteht, war das gut zu schaffen, so zumindest meine Planung. Erster Anlaufpunkt war Grootfontein, eine von Buren 1885 gegründete Stadt und heute ein wichtiger Versorgungspunkt in der Region. Uns lockte natürlich die Tankstelle und die Hoffnung, endlich das nun immer dringender benötigte Reifendruckmessgerät käuflich erwerben zu können. Seit etlichen Tagen waren wir ohne einheimisches Bargeld unterwegs, auch diesen Zustand galt es zu beenden. Schnell waren wir bei der Suche nach einem Geldautomaten erfolgreich, kein Wunder: Tankstelle, Geschäfte und Geldinstitute lagen an oder in direkter Nachbarschaft zur Fernstraße B8, die uns heute bis zum Okavango bringen sollte. Namibische Dollar besorgen, Tank mit Diesel auffüllen, Wasser,

Cola Light, Salzgebäck kaufen, all dies war schnell erledigt. Heike hatte unter anderem auch zwei Sandwiches erworben, Dagwood werden diese hier nach einem Comic genannt. Diese sahen ausgesprochen lecker aus und sollten uns später als Mittagessen dienen. Während Heike noch unsere Vorräte ergänzte, machte ich mich auf den Weg zu einem Werkzeugladen. Und tatsächlich - schon nach wenigen Minuten in dem „Supermarkt für Männer“ wurde ich fündig. Ein Air Pressure Gauge aus chinesischer Produktion wechselte für ein paar Namib-Dollar den Besitzer. Endlich das ersehnte Teil in eigenen Händen, war ich annähernd so glücklich wie kleine Kinder beim Auspacken der Weihnachtsgeschenke. Nun entsprechend gut



ausgerüstet und mit ausreichend Verpflegung versorgt kurvten wir, da die Hauptstraße B8 wegen Bauarbeiten gesperrt war, durch die Nebenstraßen von Grootfontein. Vorbei an dem alten deutschen Fort, welches heute als Museum dient und zu den wenigen Sehenswürdigkeiten der Stadt zählt. Wieder zurück auf der Fernstraße ging es über weite Strecken ausschließlich kurvenlos in Richtung der über 250 Kilometer entfernten Stadt Rundu. Entlang

dieser gut ausgebauten Straße lagen kleinere Ansiedlungen. Oft saßen die Menschen im Schatten eines zentralstehenden Baobabs oder eines anderen mächtigen Baums und unterhielten sich, die Kinder spielten oder hüteten die Haustiere.

Am Straßenrand waren die unterschiedlichsten Waren zum Verkauf ausgestellt. Keramische Produkte für den Alltag oder für die Deko zuhause bei den Touristen. Stoffe, Obst, Metallwaren, Kleinkunst jeglicher Art und viele Schnitzereien. Aber auch Baustoffe zur Errichtung der einfachen Hütten und Brennholz. Auf der Straße wurden die Waren dann mittels Schubkarren, Eselskarren oder auf Fahrrädern transportiert. Kühe mit riesigen Hörnern, Esel und Schafe bewegten sich am Rande der Trasse, während riesige Lastwagen vorbei rauschten. Die Fernfahrer bringen Maschinen und Handelsware von den Häfen in Namibia und Südafrika in das Herz Afrikas und auf dem Rückweg sind die mächtigen Tieflader mit Bodenschätzen und Edelhölzern für den Export beladen. Zwischen all diesem Verkehr entdeckten wir dann zwei Fahrräder verzerrt in der flirrenden Luft über dem heißen Asphalt. Mitten zwischen Grootfontein und Rundu kam uns eine vierköpfige, europäische Familie entgegen. Bei Außentemperaturen von weit über 30°C, senkrecht stehender Sonne und über 100 Kilometer von jeglicher modernen Infrastruktur oder medizinischer Versorgung entfernt. Ein Kind im Kindersitz bei der Mutter und das zweite im Fahrradanhänger des Vaters. Noch viele Kilometer weiter diskutierten wir über die Motivation, solche Strapazen für sich und besonders für die Kinder auf sich zu nehmen.

Abgelenkt von unserer Diskussion wurden wir dann, als uns am Straßenrand eine jugendliche Gang entgegenkam. Fünf junge Männer, Halbstarke hätte man früher gesagt, mit den für pubertierende üblichen machohaften Verhaltensweisen. Auffällig war jedoch, dass entgegen aller Erwartungen einer der Jungs ein Ziegenlämmchen mit



sich trug. Je weiter wir nach Norden kamen, umso mehr entsprachen die Ansiedlungen unserer vorgeprägten Vorstellung von afrikanischen Dörfern. Aus den viereckigen oft mit Wellblech verkleideten und gedeckten Häusern wurden zuerst viereckige Hütten mit Eindeckungen aus Elefantengras und später waren es immer öfter rund gebaute Hütten, aus denen die Dörfer bestanden. Dazu gab es aber auch regelmäßig Shebeens, also Kneipen und Shops von Telekommunikationsanbietern.

Rundu, die zweitgrößte Stadt Namibias direkt an dem Grenzfluss zu Angola gelegen, war der Ort der Wahl für unsere Mittagspause. Im Wagen hatten wir ja noch die beiden lecker aussehenden Dagwoods. So suchten wir in der Nähe der dortigen Tankstelle einen Parkplatz unter einen der weitausladenden Bäume. Die Sandwiches ausgepackt und genussvoll zugebissen. Man hat ja aus seinen lebenslangen Erfahrungen gewisse Vorstellung, wie optischer Eindruck und Geschmack zusammenpassen. Diesmal passten jedoch die Erfahrungen des Ehepaars Haas so gar nicht mit den Rückmeldungen der Geschmacksknospen der Zungen überein. Im Nachhinein kann ich gar nicht beschreiben, wie und nach was diese Dagwoods schmeckten, jedoch aufessen wollten wir beide diese Teile nicht. So hielten wir uns an Obst, welches uns seit früher Kindheit bekannt war, Äpfel. So einigermaßen gesättigt wurde noch nachgetankt und die Marktstände unter einem der Baobabs begutachtet.

Der Okavango ist ein Fluss mit mehreren Namen, so heißt er in seinem Ursprungsland Angola Cubango, in Namibia wird er oftmals Kavango genannt oder mit dem Surfix O aus der Sprache der Herero Okavango. Von der Quelle entwickelt er sich zu einem mächtigen Fluss, der nach rund 1800 Kilometern in einem riesigen, sumpfigen Delta in Botswana verdunstet und versickert. Hier im Norden von Namibia bildet er die Grenze zu Angola. Wechselvolle Zeiten mit vielen kriegerischen Auseinandersetzungen hat

die Region um den Okavango in den letzten Jahrzehnten erlebt. So ist der Grenzübertritt bis zum heutigen Tag nicht ungefährlich.

Abseits der Hauptstraße sind wir auf der flussnahen Straße, die früher die einzige Verbindung zu den weiter westlich gelegenen Siedlungsgebieten war, in Richtung des Caprivi-Zipfel gefahren. Uns begegneten Ochsengepanne, die eine Art Schlitten über den Sand zogen. Frauen wuschen die Wäsche und trockneten diese anschließend am Flussufer. Auf der angolanischen Seite wurde gefischt und ein in die Jahre gekommener Einbaum, Mokoro wird dieses Wassergefährte hier genannt, war am Ufer verankert. Ruhig, friedlich und spiegelglatt fließt der breite Fluss hier entlang, von den Gefahren, die in ihm wohnen, keinerlei Anzeichen.



Weitere knapp 200 Kilometer waren es bis zu der Stadt Divundu, dem Eingangstor zu dem Caprivi-Zipfel, einem Relikt aus der Kolonialzeit. Dieser Landsteifen sollte es den deutschen Truppen ermöglichen, von Deutsch-Südwest (Namibia) nach Deutsch-Ostafrika (Tansania) zu gelangen. Verhandelt wurde diese Grenzziehung durch den Namensgeber Leo von Caprivi, preußischer Offizier und späterer Reichskanzler. Das gesamte Vorhaben scheiterte letztendlich an dem Ausgang des ersten Weltkrieges.





In Divundu mussten wir dann feststellen, dass die strategisch äußerst gut gelegene Tankstelle, jeweils über 200 Kilometer zu der nächstgelegenen Tankmöglichkeit, geschlossen war. Zum Glück hatten wir uns an den Rat gehalten, immer und an jeder verfügbaren Tankstelle nachzutanken. Fast unbesorgt bezüglich der verbleibenden Reichweite verließen wir noch vor der Brücke über den Okavango die Fernstraße und folgten dem Flusslauf auf der C48 Richtung Süden. Trotz der langen Strecke waren wir gut in der Zeit und so konnten wir an den Pops-Falls eine Rast einlegen. Wer bei Pops-Falls an Wasserfälle denkt, wird hier leider enttäuscht. Stromschnelle trifft hier wohl eher zu. Der Okavango wird zwar im Gegensatz zum vorigen sanften Dahinfließen etwas temperamentvoller, aber von tosenden Wassermengen, die sich über Felsen ergießen, findet sich hier keine Spur.

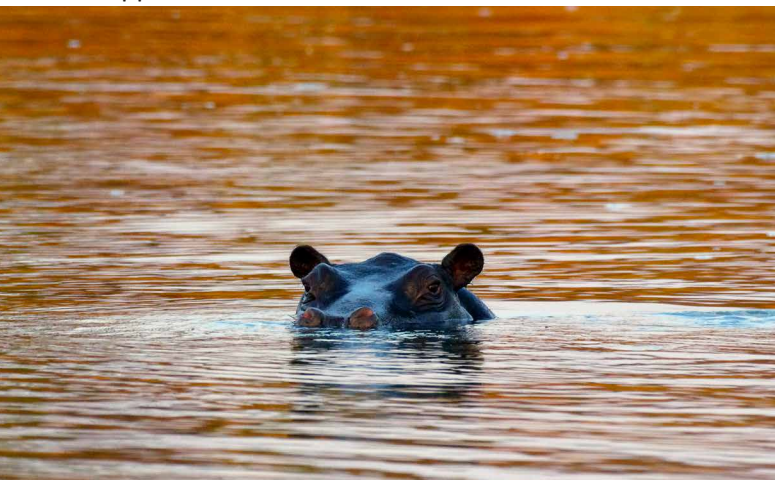
Die letzten Kilometer ging es nun über eine Sandpiste zur Mahangu Safari Lodge. Als weithin sichtbarer Hinweis dienen die abgewandelten Bremer Stadtmusikanten aus Elefant, Zebra und Rappenantilope. Das schon etwas in die Jahre gekommene Anwesen wird von einem Deutschen geleitet. Die Dekoration lässt erahnen, dass dieser sicher Deutschland in den 1970er oder 1980er Jahren verlassen hat. Die Ausgestaltung hat den Charme einer Dorfkneipe im abgelegenen Hunsrück, jedoch das Ganze ergänzt durch unzählige Jagdtrophäen. Herzlichst wurden wir empfangen und zu unserem Safarizelt mit angebautem Badezimmer begleitet. Die Terrasse war nur wenige Meter vom Ufer des Okavangos entfernt und wir hatten einen wunderbaren Blick auf das bekannte Caprivi Wildreservat „Bwabwata National Park“. Die wichtigsten Dinge wurden schnell im Zelt verstaut und bereits kurz darauf legten wir mit einem der bereitstehenden Boote ab. Vom Fluss aus erhielten wir einen Überblick über die gesamte Anlage, die aus knapp zwanzig Safarizelten und einigen Wirtschaftsgebäuden besteht. In einiger Entfernung standen Einheimische im Okavango, wuschen Kleider und andere

Stoffe, die Kinder tobten im Wasser und noch etwas weiter wurde geangelt. Am gegenüberliegenden Ufer suhlten sich Warzenschweine, während Wasserböcke grasten. In einiger Entfernung ragten runde Felsen aus dem Wasser, oder waren es die Rücken von Flusspferden? Eine Aufklärung konnte erst später erfolgen. Ein Fischadler hielt von einem Ast eines abgestorbenen Baums Ausschau nach einem frischen Abendessen. Etwas abseits schwamm ein Fischotter im Okavango, so flink tauchte sein Kopf zum Atmen auf, um sofort wieder zu verschwinden, dass ein Fotografieren mit ansehnlichem Ergebnis nicht möglich war. In den steilen Uferwänden hatten Carmine Bienenfresser ihre Bruthöhlen bezogen und lieferten mit akrobatischen Flugmanövern Insekten für den Nachwuchs



an. Der außergewöhnlichste Vertreter der Reiher, ein Hammerkopf, stakste durch das Brackwasser am Rande des Flusses. Inzwischen waren auch Buschböcke aus der Deckung des angrenzenden Waldes zum Grasen erschienen. Langsam näherten wir uns den runden Felsen. Es gab sowohl Ausführungen mit Ohren als auch welche ohne diese. Somit wurde uns klar, dass es sich bei einem nicht unerheblichen Teil der vermeintlichen Felsen um Flusspferde handelte. Sobald wir uns mit dem Boot

näherten, tauchen die Kolosse unter und verschwanden für eine halbe Ewigkeit. Eine Vorhersage, wann und wo diese Tiere wieder auftauchen, ist absolut nicht möglich. Neben den Ohren der Flusspferde tauchten aber auch noch andere kleine Erhebungen aus der Wasseroberfläche auf: Augen und Nasen von Krokodilen. Nicht weit entfernt von der Stelle, an der die Kinder ihren Badespaß hatten, lag ein mächtiges Exemplar dieser gefräßigen Echsen ganz entspannt auf einem Felsen in der Abendsonne. Mit deutlich über vier Meter kein angenehmer Badegast. Kurz bevor das Boot die Heimfahrt antrat, begegnete uns noch eine stattliche Elefantenfamilie, die sich nach dem Aufenthalt am und im Wasser nun auf den Weg zu einer Schlafstätte machte. Die Sonne verschwand hinter den Bäumen und ließ noch für einige Zeit einen goldschimmernden Okavango zurück, in dem hier und da wackelnde Hippoohren auftauchten.



Über das nun folgende Abendessen könnte man ein eigenes Buch schreiben, nur soweit es erinnerte sehr, so wie die Einrichtung, an deutsches Kneipenessen der 1970er. Rippchen mit Kraut aus der Dose und Kartoffelbrei aus der Tüte. Schade eigentlich und das in einem Land, in dem es wundervolle Gerichte aus der Region geben kann.

Die Nacht im Zelt war erfüllt von der Musik der Natur. Zikaden zirpten laut in allen Tonlagen, nachtaktive Vögel zwitscherten, Flusspferde grunzten und der Fluss plätscherte dazu.

Antrax

Der nächste Morgen begann mit einem deftigen Frühstück, Leberwurst und Toastbrot. Aber auch Müsli war im Angebot. Während wir das Mahl zu uns nahmen, grasten auf der gegenüberliegenden Flussseite bereits die Buschböcke und zwei Fischadler teilten sich den Fang des frühen Morgens. Auch an diesem Tag lag wieder eine beträchtliche Strecke von fast fünfhundert Kilometern vor uns. Aber starten wollten wir mit einer Pirschfahrt durch den Mahango-Nationalpark. Die Einfahrt zu diesem überschaubaren Park liegt nur wenige Kilometer südlich vom Camp. Bereits am Vortag erfuhren wir, dass seit wenigen Tagen Milzbrand in der Region ausgebrochen war. Innerhalb einer Woche waren über hundert Flusspferde verendet und trieben im Okavango. Während dieser Erzählung wurde mir klar, warum einer der von mir als Felsen identifizierten Erhebungen eine seltsam rötliche Färbung hatte. Aufgrund dieser Epidemie war ein Teil des Nationalparks kurzfristig gesperrt worden. Wir entschieden uns trotzdem, die Tour des Tages wie geplant zu starten. Zuvor galt es jedoch auszuchecken. Ein Pärchen, der Sprache nach Franzosen, hielt die Prozedur jedoch etwas auf. Als wir uns dann endlich von dem freundlichen aber knurrigen Inhaber verabschiedet hatten, waren die Herrschaften mit ihrem Fahrzeug gerade noch vor uns auf die Sandpiste gefahren. Sicher hatte Heike Recht, als sie mir meinen Fahrstil während des Überholvorgangs kritisch vorhielt, aber über eine Piste mit Tiefsand zu schleichen, schien mir nicht gerade zielführend.

Am Gate zur Mahango Game Reserve wurden wir über die Sperrung aufgeklärt und mit einer Skizze zeigte uns



die Rangerin die betroffene Zone nicht ohne darauf hinzuweisen, dass es im gesamten Gebiet zu massiven Geruchsbelästigungen käme. Auch diese Warnung schlugen wir aus und machen uns auf die Pirsch. Endlich konnten wir unsere Big Five vervollständigen. Unsere erste Sichtung von Kaffernbüffeln. Mächtige Tiere mit eindrucksvollem Gehörn. Letschwe-Antilopen, die wir zum ersten Mal sahen und Sattelstörche besiedelten die sumpfigen Ebenen im Schwemmgebiet des Flusses. Eine ganze Herde von Giraffen ruhte noch im Schutz hoher Bäume, während eine Truppe von Pavianen die Gegend bereits unsicher machte. Eine zweite uns bis dahin unbekannte Antilopenart querte unsern Weg. Im Nachhinein stellte sich heraus, dass es sich dabei um Roan-Antilopen handelte. Für uns waren es damals einfach seltsame Oryxe. Gruppen von Schwarzfersenimpalas streunten durch das Unterholz und eine Gabelracke, ein beeindruckend bunter Vogel, warnte mit seinem Ruf die gesamte Tierwelt vor unserem Eintreffen. Ein riesiger Baobab lud zu einem kurzen Halt ein. Zumal ich einem natürlichen Bedürfnis nachgehen musste. Der Gestank der verwesenden Flusspferde ließ unsere Rast sehr kurz ausfallen. Bei meinem kurzen Gang zum Flussufer wurde mir schnell klar, wieso es so extrem stank, die Quelle der Gase lag direkt vor mir: ein aufgeblähtes Flusspferd, dem bisher sogar die Geier aus dem Weg gingen, die jedoch nicht weit entfernt in den Baumkronen auf den passenden Gärgrad des Kadavers warteten. Ab hier war auch die Piste gesperrt und wir traten den Rückweg an.

Noch einmal nutzten wir die Gelegenheit, den jungen Pavianen bei ihren tollkühnen Klettermanövern zuzuschauen. Übermütig nutzten sie jeden Ast, war er noch so fragil. Mutig wurde an den Schwänzen der Erwachsenen gezogen und gar mancher Ärger wurde sich eingehandelt. Letztendlich hatten wir noch das Vergnügen, einem Elefanten zu begegnen. Das junge Männchen war wohl in Gedanken versunken und nahm uns in keiner Weise

wahr. Er schlenderte am Rand des übermannshohen schier undurchdringlichen Schilfs heran. Dabei tänzelte er aus, als würde er sich zu einer Melodie bewegen, wie eine Jugendliche, die mit Musik von einem Player auf den Ohrhörern der Welt entrückt daher kommt.

Nachdem wir unsere Pirschfahrt beendet hatten, erreichten inzwischen auch die Franzosen den Nationalpark.



Caprivi

Über die bereits bekannte Piste ging es zurück nach Divundu und dann auf der gleichnamigen Brücke über den Okavango. Die Fernstraße B8 hatte uns wieder. Schnurrstraks und gut ausgebaut durchzieht sie den Caprivizipfel. Rechts und links der Fahrbahn waren breite Streifen gerodet. Diese Strecke ist für die kreuzenden Elefantenherden bekannt und durch diese Maßnahme kann man die gewichtigen Verkehrsteilnehmer rechtzeitig wahrnehmen. Warnschilder gibt es jedoch auch für andere Tierarten. Bei der Abbildung eines afrikanischen Windhundes auf einem der Verkehrsschilder benötigen wir eine ganze Portion Fantasie, um das Tier zu erraten. Die gerodeten Streifen auf denen kniehoch verdorrte

Halme standen, neigten jedoch dazu, von achtlos weggeworfenen glimmenden Zigaretten entzündet zu werden. So brannte das dürre Gras streckenweise recht heftig am Straßenrand und das teilweise bis tief in die angrenzende Vegetation hinein.

Dort wo sich der Zipfel wieder aufweitet, überquert die B8 den Kwando, ein in Angola kommender Nebenfluss des Sambesis. Auch hier gibt es unterschiedliche Namen für diese Gewässer. Von Cuando über Kwando zu Linyanti und schließlich bis er sich mit dem Sambesi vereint, Chobe. Direkt hinter dem Flusstal auf einer überschwemmungssicheren Anhöhe liegt der Ort Kongola. Hier gibt es neben einer Tankstelle den Kaza-Kongola Supermarkt. Also Tanken und Proviant fassen. Beim Zahlen in der Hütte der Tankstelle bekam ich ein Musterwerk an Elektrik zu Gesicht. An der orangenen Kiste, aus der die unterschiedlichsten Kabel kamen, stand zur Sicherheit zumindest Danger Gevaar, dies war auch durchaus ernst zu nehmen. Ganz nett fand ich, dass ein Opel Kadett E direkt neben mir parkte, da fühlte ich mich gleich in meine Jugend zurückversetzt.

An die kleineren Brände am Rande der Fernstraße hatten wir uns inzwischen gewöhnt. Beunruhigend war jedoch eine riesige Rauchwolke, die in größerer Entfernung in den Himmel aufstieg. Dieses Buschfeuer musste beachtliche Ausmaße besitzen. Im weiteren Verlauf unserer Strecke kamen wir dieser Rauchsäule glücklicherweise nicht besonders nah. So wie es die Warnschilder andeuteten, kreuzten Herden aus Rindern, Schafen und Elefanten die B8. Auf einer Umleitungsstrecke umfuhren wir die nächste Stadt Katima Mulilo. Die Grenze zwischen Namibia, welches wir nun verlassen wollten und Botswana bildet hier der Kwando, der inzwischen Chobe heißt. In dessen Tal sahen wir größere Rinderherden, die sich am dort saftigen Grün labten. Vor der Ngoma-Bridge die üblichen Ausreiseformalitäten und Wartezeiten. Wenig-

tens konnte man sich die Zeit mit der Besichtigung eines teilweise hohlen Boababs vertreiben. Die Straßenverhältnisse im „Niemandland“ waren unbeschreiblich. Die gesamte Asphaltdecke vom Schwerlastverkehr verdrückt und die Schlaglöcher waren nur mit viel Geschick zu umfahren. Auf der gegenüberliegenden Seite dann die Einreiseprozedur. Schlagartig war die Straße, die jetzt die A33 war, in einem exzellenten Zustand und sogar mit Straßenlampen versehen. Giraffen und Zebras säumten die breite Schneise der Fernstraße.

Unsere Unterkunft für die nächsten drei Tage, die Chobe Safari Lodge, lag in der Nähe der Stadteinfahrt nach Kasane. Begrüßt wurden wir von einem Sicherheitsmann in einer adretten Uniform und von einem Warzenschwein. Diese Lodge ist vielmehr eine Hotelanlage mit allem Komfort, den man auch aus anderen Regionen der Welt erwartet hätte. Untergebracht waren wir in einem schicken Zimmer eines zweistöckigen Gebäudes. Vom Balkon konnten wir Paviane, Zebamangusten und verschiedenste Vögel beobachten.

Für die Weiterfahrt hatte ich geplant, die abgefahrenen Räder der Hinterachse mit den beiden neuen Ersatzrädern zu tauschen. Außerdem war inzwischen die Verriegelung der Heckklappe nicht mehr funktionsfähig, abgeruckelt würden wir bei uns in Hessen sagen. So machte ich mich nach dem Einchecken auf die Suche nach der Hertz-Niederlassung, die Adresse hatte ich mir im Netz rausgesucht. Adressangaben sind in Afrika nur bedingt hilfreich. Jedenfalls durchquerte ich den gesamten Ort zweimal, ohne auch nur ein Anzeichen von Hertz zu finden. Letztlich erfuhr ich, zurück im Hotel, dass die Hertzfiliale in einem der Hotels untergebracht wäre, diese aber inzwischen Feierabend hätten. So nahm ich mir vor, das Thema am nächsten Tag anzugehen. Aber dazu wurde mir mitgeteilt, dass es ja nun Wochenende sei und Hertz erst wieder am Montag öffnen würde, also an unserem



Abreisetag. Damit blieb mir nichts anderes übrig, als auf den Montag zu hoffen.

Bevor wir das hervorragende Buffet mit einer reichlichen Auswahl von bekannten und unbekannten Gerichten genossen, buchten wir für den nächsten Tag einen Ausflug zu den Victoria Wasserfällen.

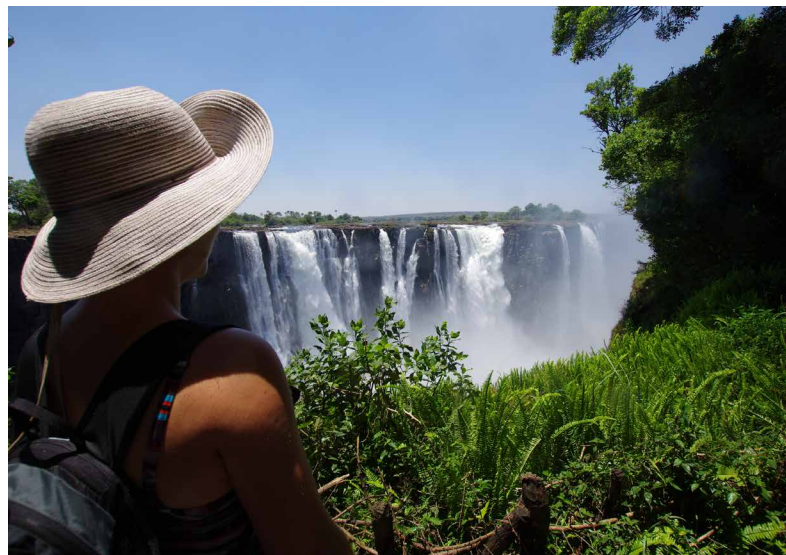
Vic Falls

Da wir die Grenze nach Simbabwe überqueren mussten, um zu den Vic-Falls zu kommen und es in Simbabwe zu dieser Zeit keine eigene funktionsfähige Währung mehr gab, mussten wir unsere Reserven an US-Dollar mitnehmen. In Heikes Portemonnaie wurde es langsam unübersichtlich: Südafrikanische Rand, mit denen man auch zumeist in Namibia zahlen kann, Namibische Dollar, die den gleichen Wert wie die Rand besitzen aber nicht in Südafrika akzeptiert werden, Botswanische Pula, einige Euros und dazu die US-Dollar für die Einreise nach Zimbabwe. Wenn man nun noch wissen wollte, was die ausgezeichneten Preise in Euro betrugen, wurde es anstrengend.

Rechtzeitig beendeten wir unser Frühstück und warteten darauf, wer mit uns auf den Trip zu den gigantischen Wasserfällen gehen würde. Im Foyer des Hotels sammelten sich nach und nach Touristen, die an den unterschiedlichsten Exkursionen teilnehmen wollten. Anhand der am Vortag ausgestellten Vouchers sortierte einer der Hotelangestellten die Wartenden. Unser Guide und Fahrer stellte sich freundlich vor und ließ uns in einem Kleinbus des weltweit größten Busherstellers Yutong aus chinesischer Produktion Platz nehmen.

Bereits zig Kilometer vor der Grenze stauten sich die schwer beladenen Tieflader am Straßenrand. Offene Pritschen voll bepackt und mit Planen gegen Wind und Wetter gesichert. PKWs, Kleinlaster und auch unser Bus

zwängte sich durch die geparkten Kolosse der Landstraße. An dem Kontrollposten hieß es, die üblichen Formalitäten zu erledigen. Eigentlich sollte dieser Vorgang durch den Guide beschleunigt werden, aber wer da wann dran kam, war undurchsichtig. Ähnlich erging es uns später am Gate zu den Fällen. Mehrere Touristen unserer Gruppe mit sächsischen Akzent regten sich fürchterlich über die zähe Abwicklung der Grenzformalitäten auf. Deren Konversation endete, nachdem ich kurz darauf hinwies, dass ich früher bei der Einreise in die damalige DDR ähnliches erleben durfte und dass es sich hier vielleicht um ein ehemaliges Entwicklunghilfeprojekt des Simbabweischen Bruderstaates handele.



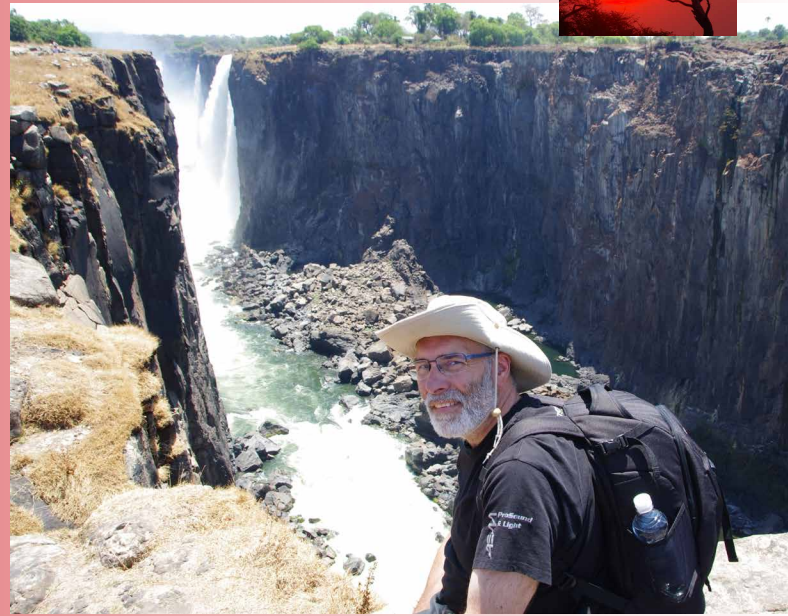
In Victoria Falls angekommen, ging es sofort, vorbei an den Kunsthändlern an den Eingang zu dem Panoramaweg. Wie bereits geschrieben, kamen hier diverse Gruppen vor uns an die Reihe. Der Eintritt musste bar in US-Dollar bezahlt werden. Die wirtschaftliche Situation in Simbabwe unter Mugabe war inzwischen so dramatisch schlecht, dass man es eigentlich nicht ertragen konnte, als Urlauber dieses

Regime noch zu unterstützen. Umso erstaunter waren wir, als wir eine einheimische Schulklasse auf dem Gelände trafen, der es wohl an nichts fehlte. Vom modernsten Mobiltelefon, modischste Bekleidung von hippen Markenfirmen bis hin zu allerlei teuren Accessoires. Die farbige Upperclass hatte in den vergangenen Jahren ihre Schäfchen ins Trockene gebracht.

Von dem Weg entlang der steil abfallenden Felsen hat man einen fantastischer Ausblick auf die Wassermassen des Sambesis, die sich über achtzig Meter in die Tiefe stürzen und eine Wolke aus Gischt bilden. Aus unterschiedlichen Perspektiven lichteten wir dieses Naturschauspiel ab.

Aufgrund dieser Gischt ist die hier anzutreffende Vegetation sehr tropisch und man sollte, wenn man partout nicht nass werden möchte, vorsichtshalber ein Regencap mitbringen. Direkt an der gegenüberliegenden Abbruchkante sahen wir Touristen in dem sogenannten Devils Pool baden. Ein sicher heftiger Nervenkitzel. Dieses Vergnügen hatten wir zwar auch für uns angedacht, es aber aufgrund der Tatsache, dass wir dazu die Grenze zu Sambia zweimal überqueren hätten müssen, fallen gelassen. Daneben gibt es reichlich Angebote für Touristen: Hubschrauberflüge, Bungeejumping, Spaziergänge mit Löwen und vieles mehr. Wir beschränkten uns auf die Besichtigung der eigentlichen Victoria Wasserfälle und der historisch





bedeutsamen Brücke von Simbabwe nach Livingston in Sambia. Am Nachmittag, bevor wir uns auf den Rückweg machten, sank die Sonne langsam gegen den Horizont und es bildete sich ein fotogener Regenbogen in der Gischt. Die Fahrt zurück nach Kasane wurde durch zwei Stopps unterbrochen, zum einen kamen wir an einem besonders mächtigen Boabab vorbei und zum anderen natürlich die unvermeidlichen Grenzkontrollen.

Nun muss ich kurz ein anderes Thema beleuchten, die Adapter. Aus dem Buch Hummeldumm und aus eigener Erfahrung kannten wir die Problematik der Steckdosen in Namibia. Weltweit einzigartige Exemplare, bei denen man zum Anschluss eines in Europa handelsüblichen Elektrogerätes einen speziellen Adapter benötigt. Nun waren wir jedoch in Botswana, hier passt das namibische Modell natürlich nicht. Angegeben im Internet ist, dass hier die südafrikanische Version montiert wäre, aber weit gefehlt, in unserem Hotel handelte es sich um englische Steckdosen. So machten wir uns auf den Weg, ein passendes Modell käuflich zu erstehen. Im nahe gelegenen Supermarkt, der auch wirklich seinen Namen verdiente, gab es natürlich hauptsächlich Adapter von Botswana/Südafrika auf Kontinentaleuropa. Aber ich fand zu unserem Glück ein Exemplar von Britisch auf Südafrikanisch mit zwei Abzweigen auf Euronetzstecker. So stand dem Laden der diversen Akkus nichts mehr im Wege. Dass Sicherheit hier groß geschrieben wird, wurde uns im Supermarkt bewusst, drei Mitarbeiterinnen sicherten mit Warntafeln den Bereich ab, in dem eine weitere Frau feucht putzte.

Entspannt ließen wir den Tag auf der Terrasse der Chobe Safari Lodge ausklingen. Im Bereich des Hotels tobten junge Paviane und im Chobe badeten Nilpferde und Krokodile während ein völlig überfülltes Partyboot, scheinbar kurz vorm Kentern, vorbeizog.

Der nächste Tag startete bei mir mit einem geführten Game Drive entlang des Chobe, während Heike den Vormittag zum Entspannen nutzte. Mit weiteren sechs Touristen ging es im offenen Landrover auf die Sandpiste entlang des Uferbereichs des für seinen Tierreichtum bekannten Chobe. Zahlreiche Vogelarten ließen sich hervorragend beobachten. Marabu, Löffler, Nimmersatt, Storch, Ibis und verschiedene Reiher durchkämmten das flache Wasser. Da die Sonne noch tief hinter Schleierwolken verweilte, grasteten noch Nilpferde auf den Auwiesen. Eine Löwendame hielt geduldig Ausschau nach einer lohnenswerten Beute. Und auf dem Fluss ankerten zwei Hausboote. Von der erhofften Elefantenherde war nichts zu sehen. Etwas abseits des Flusses im von den Elefanten der Region gezeichneten Wald trafen wir auf Giraffen und Zebras, kämpfende Impalas, aber auch auf eine vollgefressene Löwenfamilie. Ein einzelner Elefant tauchte zum Abschied dann doch noch auf.

Zurück im Hotel überraschte ich Heike beim Verzehr einer frischen Waffel mit Sahne und Erdbeersirup. Da es bis zur geplanten Bootsfahrt noch gut drei Stunden waren, nutzte ich die Zeit, unseren Wagen aufzutanken. Schließlich gab es auf den geplanten nächsten fünfhundert Kilometern keine Tankstelle. Zu meiner Überraschung gab es bei Shell an diesem Wochenende kein Diesel. Ich erinnerte mich auf der Strecke Richtung der Grenze zu Sambia noch eine weitere Tankstelle gesehen zu haben. Dabei war ich dann auch erfolgreich. Danach schloss ich eine kleine Rundfahrt durch die Wohngebiete von Kasane an und entdeckte die Müllkippe von Kasane mit hunderten Marabus darauf.

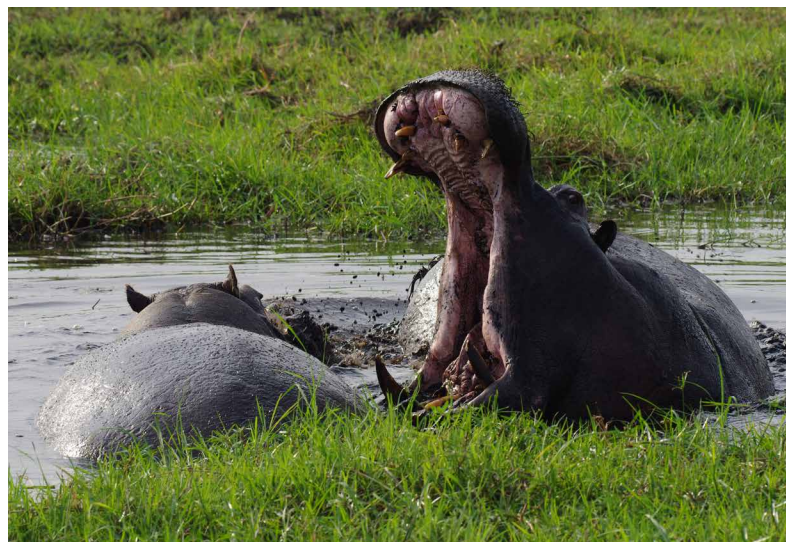
Während wir uns für die Bootsfahrt fertig machten, turnte auf unserm Balkon ein Nashornvogel und auf unserm Dach eine Pavianbande herum. Das Boot, eine recht einfache Konstruktion aus drei Schwimmkörpern mit einer Plattform darauf, besaß ungefähr vierzig Sitzplätze. Diese waren dann auch recht schnell alle besetzt. Der



Guide wies uns kurz in die Sicherheitsvorschriften ein, was aber so wie in Flugzeugen, so gut wie niemanden interessierte. Nach dem Ablegen steuerte der Kapitän eine Anlegestelle der Grenzpolizei, die stromaufwärts lag, an. Hier mussten sich alle Mitfahrer in einem vereinfachten Verfahren in eine Liste eintragen. Der Chobe stellt hier die Grenze zwischen Botswana und Namibia dar. Gerade hier war der Grenzverlauf lange Zeit ungeklärt und es gab in der Vergangenheit militärische Auseinandersetzungen um die Insel Sedudu, die im Chobe liegt. Inzwischen wurde 1999 die Insel dem Staatsgebiet von Botswana vom Internationalen Gerichtshof zugeschlagen. Deutlich sichtbar für uns anhand der dort aufgestellten botswanischen Flagge und als wolle er dies bekräftigen, stand direkt neben dem Fahnenmast ein prächtiger Elefantenbulle. Auf namibischer Seite des Flusses hatte sich eine riesige Büffelherde eingefunden, hunderte der schwarzen Kraftpakete grasten geduldig, während weiße Kuhreier sie kontinuierlich auf Schritt und Tritt begleiteten. Auf der Insel Sedudu grasten Letschwe-Antilopen und Krokodile nutzen die Sonnenstrahlen, sich auf Betriebstemperatur zu halten. Eine Militärpatrouille in einem kleinen Schnellboot zog vorbei, als wollten sie nochmals auf den Grenzverlauf hinweisen. Unbeeindruckt setzte unser Kapitän seine Fahrt entlang der Insel in Richtung mehrerer Flusspferde fort. Auch diese gewichtigen Tiere werden von Vögeln begleitet, einer Storchart, den Mohrenklaffschnäbeln. Diese erhoffen sich, dass sie im von den Flusspferden aufgewirbelten Wasser Schnecken ergattern können. Besonders eindrucksvoll war es, als ein Flusspferdebulle direkt vor dem Boot sein Maul weit aufriss und uns mit seinen gewaltigen Hauern drohte. Da ging es einem schon durch den Kopf, dass die meisten tödlich ausgehenden Tierbegegnungen mit Flusspferden passieren. Ungefährlich dagegen die Schlangenhäse, Vögel die am Ufer ihr Gefieder von den Tauchgängen trockneten.

Ein Goliathreier hatte einen ziemlich großen Wels erbeutet, der noch in dessen Schnabel zappelte. Mir war es völlig unklar, wie der majestätische Vogel den etwa gleichschweren Fisch verzehren wollte. Ein Schreiseeadler, der die Szene beobachtete, war wohl auch der Meinung, dass der Wels zu massig für den Größten aus der Familie der Reiher wäre und versuchte, ihm den Fisch abzuzeigen. Direkt daneben wunderte sich ein Krokodil über die Szene. Letztlich entkam der Wels und die beiden Vögel gingen leer aus. Ob der verletzte Wels womöglich noch Opfer des lauernden Krokodils wurde, ist nicht überliefert.

Wir wandten uns einem Elefanten zu, der reichlich unelegant aus den Fluten des Flusses das Ufer erklomm. Auf seinen Knien robbend mit seinem Rüssel unterstützend schaffte es der Dickhäuter nach geraumer Zeit, den Fluss zu verlassen. Wir bedauerten das Tier dafür, dass er solch eine Kraftleistung erbringen musste, um sich zu retten und was tat der Elefant, er schritt einige Meter über die Landzunge, um am anderen Ufer wieder in den Fluss zu steigen.



Noch einmal schenken wir unsere Aufmerksamkeit dem Goliathreiher. Dieser hatte sich inzwischen mit einem Ast bewaffnet und drohte mit dem Holz im Schnabel dem Fischadler, der sich daraufhin fliegend der Konfrontation entzog. Unser Guide wies uns auf eine Sandbank hin, auf der ganz besonders gezeichnete Vögel an- und abflogen. Skimmer nehmen im Flug direkt über der Wasseroberfläche mit ihren Schnäbeln Insekten aus dem Wasser auf. Dieses Verhalten erklärt die sonderbare Form ihrer Schnäbel und diese wiederum deren deutschen Namen Braunmantel-Scherenschnabel. Was dem Guide entgangen war, ein neugeborener Jungvogel saß auf der Sandbank und wurde von seinen Eltern versorgt. Dank dessen guter Tarnung und dessen winziger Größe war das Flauschknäuel auch wirklich nur mit Fernglas oder Teleobjektiv auszumachen.



Die Sonne versank nun recht zügig hinter der Insel Sedudu und ließ uns noch einige traumhafte, romantische Fotos unter dem Titel „Untergehende goldene Sonne spiegelt sich in den sanften Wellen eines afrikanischen Flusses“ schießen.





Spuren im Sand

Die Aufgabe für diesen Morgen war klar umrissen, Hertz Rental war das passende Schlagwort. Also noch vor dem Frühstücksbuffet fuhr ich zur nicht weit entfernten Chobe Marina Lodge, in der sich das Büro von Hertz befindet. Zu früh hilft auch nichts, musste ich feststellen, denn zur angegebenen Öffnungszeit war noch lange niemand zu erblicken. So nutzte ich die bequemen Sessel im Bereich der Lobby, um das rege Treiben des Servicepersonals zu beobachten. Auch mehrfaches Nachfragen an der Rezeption änderte nichts an der Tatsache, dass der Agent erst mit vierzigminütiger Verspätung seinen Schalter öffnete. Geduldige hörte er sich mein Anliegen an, ließ sich meine Dokumente zeigen und rief schließlich einen weiteren Hertzmitarbeiter dazu. Gemeinsam begutachteten wir den Toyota. Er sagte dann locker zu, dass er in den nächsten Tagen neue Reifen besorgen könne, was uns natürlich nicht helfen würde. Dieser Zeitfaktor war für ihn zuerst nicht verständlich, schließlich hatten wir ja Urlaub und Zeitpläne sind hier in der Region eher zweitrangig. Schließlich gehört Warten dazu, wenn man so abgelegen von irgendwelchen größeren Handelsplätzen lebt. Meinen Vorschlag, einfach die Ersatzräder aufzuziehen, fand sein Mitarbeiter eigentlich als eine gute Idee und das Problem mit dem Schloss der Heckklappe war hier bestens bekannt. Wir vereinbarten, dass ich den Toyota Hilux später in unser Hotel gebracht bekäme und nett wie die beiden waren, wurde ich sogar noch die wenigen hundert Meter zu unserer Unterkunft gefahren.

Entspannt und erleichtert konnte ich nun zusammen mit Heike, die bereits einen gewissen Vorsprung hatte, mein Frühstück einnehmen. Ich hatte nicht damit gerechnet, aber auf die Minute pünktlich rollte unser Pickup auf den Hof der Lodge. Ein strahlender Hertzmitarbeiter zeigte mir die zur vollsten Zufriedenheit erledigte Arbeiten. Jetzt stand ausreichend Profil zur Verfügung, um uns durch den

Sand zu wühlen. Als kleine Zugabe hatte der Mann von Hertz eine Gottesanbeterin, die er an der Fahrzeugkabine entdeckt hatte, mir zum Fotografieren mitgebracht.

Nun begann die Strecke, vor der ich den meisten Respekt hatte. Eine Strecke weitab von der bisher spärlich vorhandenen Infrastruktur. Ohne Handyempfang, ohne Tankstellen, ohne Einkaufsmöglichkeiten. Anfangs konnten wir uns bequem zurücklehnen, denn die ersten Kilometer zurück bis kurz vor die Ngoma Bridge waren asphaltiert und es galt nur, auf die kreuzenden Elefanten zu achten. Der Abzweig in Richtung des Okavangodeltas war beschildert, als würde es sich um eine gut ausgebaute Fernstraße handeln. Entlang der Piste nach Kachikau lagen gut gepflegte Gemüseplantagen, Bauern bearbeiteten die Felder mit Traktoren und dazwischen gab es deutlich zu sehen breite Schneisen, über die die Elefantenherden das Wasser des Chobe erreichen können. Am Himmel kreisten hunderte von Störchen, die sicher gerade von Europa kommend hier ihren Winterurlaub verbrachten. Je weiter wir nach Süden kamen, desto öfter sahen wir verlassene Gebäude und eine Hotelanlage, die inzwischen von den Elefanten intensiv bearbeitet wurde. Schlagartig am Ortsausgang von Kachikau war es Schluss mit Straße. So schlagartig, dass ich meinte, wir hätten uns womöglich verfahren. Aber alle elektronischen Helfer und auch die Straßenkarte bestätigten, dass wir uns nicht in einem riesigen Sandkasten befanden, sondern auf der von mir gewählten Sandpiste. Nach wenigen Metern hielt ich den Wagen an einer Ausbuchtung an und machte mich daran, den Reifendruck von 3.0bar auf 1.4bar zu senken. Das klappte dank des lange gesuchten aber dann doch erworbenen Air Pressure Gauge hervorragend. So konnten wir die Fahrt durch den Sand mit fast platten Reifen fortsetzen. Da die Piste lediglich aus zwei tief in den weichen Sand gegrabenen Spuren bestand, hofften wir auf nicht allzu viel Gegenverkehr. Allzu viel Gegenverkehr gab es dann wirklich nicht, eigentlich gab es nur eine Begegnung

mit anderen Fahrzeugen, aber die hatte es in sich. Da die Tiefsandpiste schnurstracks durch das Buschland ging, sahen wir bereits aus einiger Entfernung etwas Mächtiges auf uns zukommen, Militärlastwagen. Wie und wo könnten wir diesen allradgetriebenen Riesen ausweichen, war nun die Frage, die mich beschäftigte. Wie bei einem Hasenrennen fuhren wir auf einander zu und weder mein Gegenüber noch ich machten Anstalten, auszuweichen. Stehenbleiben würde heißen steckenbleiben, hier ausweichen würde heißen in den Büschen landen. Glücklicherweise fanden wir tatsächlich noch rechtzeitig ein Stück ohne die sonst dichte Vegetation, nun hieß es mit allem Mut beschleunigen und dann mit Schwung aus den Spurrillen heraus. Geschafft, die Militärs, die in dieser Region oft auf Jagd nach Wilderern, die aus dem benachbarten Namibia über den Grenzfluss kommen, unterwegs sind, grüßten lachend aus ihren 4x4 MAN-Trucks. Nun war uns auch klar, warum die Spuren auf der Piste so tief ausgefahren waren und wir ständig mit unserem eigentlich hochbeinigen Toyota mit dem Bodenblech aufsetzten.



Die nächste Überraschung erlebten wir, als nach einigen Kilometern Fahrt in tiefem Sand ein Warnschild am Straßenrand auftauchte, welches darauf hinwies, dass die nächsten Kilometer sehr sandig wären. Wir grubelten darüber nach, was wir denn bisher für eine Strecke hinter uns hatten, wenn es nun sandig würde. Also zweiten Gang rein, Untersetzung an und Differenzialsperre rein und das zeigte auch das Schild: Vollgas. Mit heulendem Motor ging es nun durch eine Senke, die wahrlich nur aus puderartigem Tiefsand bestand. So wühlten wir uns etwas verkrampft und kaum in der Lage zu atmen durch die nächsten zwei Kilometer, bis uns ein Schild mit den Worten „well done you made it“ entwarnte.

Wegmarkierungen und normale Hinweisschilder gibt es hier nicht und so dienen andere Dinge zur Ortsbestimmung. So ist ein irgendwann zurückgelassener Bagger in vielen Karten verzeichnet und an Kreuzungen sind es Steine, die zumeist grün angestrichen sind und Richtungshinweise beinhalten. An solch einem Hinweisstein kreuzten sich zwei Sandpisten. Die längere Strecke oder die kürzere unbequemere war hier die Frage. Wir hielten und begutachteten die jeweiligen Optionen, soweit dies möglich war. Sand über Sand soweit wir schauen konnten auf beiden Pisten, also wo war der Unterschied? Wir oder war ich es, der dann die kurze heftige Strecke auswählte. Nicht der Sand, sondern die Welligkeit der Strecke machte wohl den Unterschied. Ständig setzte der Toyota auf, sprang dann über die nächste Welle und landete wieder hart. Heike presste ihre Hände an das Dachblech des Wagens, um dadurch einigermaßen dauerhaft im Sitz zu bleiben, während ich regelmäßig meinen Sitz nach oben verließ und mir meinen Kopf ständig am Wagendach anstieß. Spaßhalber meinte Heike, dass sie, wenn sie das gewusst hätte, sicher einen Sport-BH mit eingepackt hätte. Diese Tortur besserte sich erst, als wir das Ghohla Gate erreichten. Hier traf unsere Piste wieder auf die wohl



bessere aber längere Strecke. Am Gate wechselten wir vom Chobe Nationalpark in den Savuti Nationalpark. Also galt es auch hier, die üblichen Formalitäten zu erledigen. Es wurde für den Aufenthalt ein gewisser Betrag aufgerufen und kurz ging die Frage durch den Kopf: Welche Währung gilt hier nochmal? Die passende Anzahl Pula-Scheine wechselte den Besitzer und die Daten unseres Wagens wurden ordentlich in ein dickes Buch eingetragen. Diese Bücher gab es an allen Checkpoints, sie sahen immer gleich aus, aber die auszufüllenden Spalten hatten nie die gleichen Bedeutungen. Mal wurde die Wagenfarbe abgefragt, mal, so wie in diesem Fall, das Erstzulassungsdatum, welches ich allerdings nur schätzen konnte. Wer sollte das auch wann und wo überprüfen.

Der Savuti-Channel ist ein Nebenfluss des Linyanti, der, wenn er denn Wasser führt, die Savutisümpfe bewässert. Von Zeit zu Zeit verlandet der Kanal jedoch über Jahre oder sogar über Jahrzehnte. Die Gründe dafür sind bis heute nicht abschließend geklärt. Die Sümpfe haben der ganzen Region und einer Ansiedlung ihren Namen gegeben. In 2017 hatte der Savuti-Channel bereits seit einigen Jahren kein Wasser mehr geführt und dazu kam, dass wir in der Trockenzeit unterwegs waren. Somit keine Sümpfe, sondern weit und breit trockene Savanne.

Noch wenige Kilometer auf der Sandpiste und wir sahen die Ghoha Hills, in diesen Hügeln lag irgendwo unsere Unterkunft für die nächsten zwei Nächte. In meinem Roadbook war vermerkt, nach spätestens acht Kilometern scharf links abbiegen. Bei Kilometer 6,2 waren wir nicht sicher, ob dies bereits der passende Abzweig sein könnte, schien mir aber zu weit vom errechneten Punkt entfernt. So fuhren wir weiter und entdeckten eine Gabelung bei Kilometer 7,3. Womöglich stand hier auch einmal ein Schild, zumindest stand noch ein Metallrohr am Straßenrand. Da wir bereits in Höhe der südlichen Spitze der Hügelskette waren, bogen wir auf diese Piste ein. Die

wenig befahrene Strecke führte um die südliche Spitze der Ghoha-Hills und endete direkt am Fuß derer. Ein Schild wies darauf hin, dass man hier parken oder auch vorsichtig über den steilen Zuweg die Lodge mit einem Geländewagen erreichen könne. Wir taten zweites. Die Hebel auf 4L und dann im zweiten Gang die Geröllstrecke hinauf bis vor eine riesige Holzterrasse.

Empfangen wurden wir von einer jungen Frau. Wie es sich später herausstellte, die Aushilfschefin. Die eigentlichen Geschäftsführer waren in ihren wohlverdienten Urlaub und so wurde diese Südafrikanerin engagiert. Sie hat sich auf solche Jobs konzentriert, sie liebt die Herausforderungen und genießt es, die verschiedensten exklusiven Lodges kennenzulernen. Das gesamte Ambiente war fantastisch. Geschmackvoll eingerichtetes Haupthaus mit verschiedenen Ebenen, ein toller Pool und ein super freundliches Team, welches jederzeit eine positive Stimmung vermittelte. Wir erhielten sofort einen Begrüßungsdrink und bekamen anschließend unser Luxuszelt gezeigt. Unser Bett war mit unterschiedlichen Baumsamen



verziert, die so angeordnet waren, dass sie ein Kleeblatt ergaben. Daneben standen die Worte „Welcome“ und in den Kleeblättern „25 W-Annv Mr & Mrs Haas“. Dies war die Gratulation des Teams zu unserer Silbernen Hochzeit. Für Heike eine echte Überraschung, ich hatte es erhofft, da ich diesen Termin bereits bei der Buchung angegeben hatte.

Nach der Tour durch den Sand wurde es Zeit für eine Erfrischung im Pool. Die Bedienung war allzeit und überall um unser Wohl besorgt. Schauten wir nur in Richtung des Pools, brachte sie die passenden Badetücher und fragte nach, welches Getränk wir gerne am Pool gereicht haben möchten. So erfrischt machten wir uns mit unserem Guide Samuel auf eine nachmittägliche Pirschfahrt rund um die Ghoha Hills. Zunächst waren es Frankoline, eine Art die zu den Fasanen Ähnlichen gehört und auch bei der einen oder anderen Geflügelausstellung in Hessen zu bewundern ist. Wir steigerten uns über Adler, Antilopen bis hin zu einer Herde Kaffernbüffel. Samuel zeigte sich gerade was das ganze Geflügel betraf, als sehr kundig. Afrikanischer Name, englische Bezeichnung, lateinische Einordnung, alles hatte er parat. Das nutzte mir als ornithologischem Laien jedoch überwiegend nichts. Giraffen zeigten sich zwischen den Bäumen und Elefanten auf dem Weg zum Wasserloch unterhalb des Camps. Die Büffelherde, die langsam durch das Gelände zog, ließ Samuel nicht aus den Augen. Er erklärte, wenn eines der Tiere aus irgendeinem Grund anfangen würde loszurennen, wären die weiteren gut einhundert Tiere nicht mehr zu bremsen. Sie würden alles niedertrampeln, auch den Landcruiser der Lodge, mit dem wir unterwegs waren.

Die Hügel warfen bereits lange Schatten auf das westlich gelegene Gelände, als wir uns auf den Weg zu einem Sundowner machten. Samuel umfuhr die Ghoha Hills und brachte uns zu einem riesigen Baobab jenseits der Sand-

piste, über die wir gekommen waren. Als wir dort hielten und ausstiegen, fühlten wir uns wie in einem kitschigen Film. Mitten in Afrika unter einem rot-orange glühenden Himmel, einer Sonne, die hinter dem Baobab versank, und von dem die Silhouette vor dem Horizont in den Himmel ragte. Dazu gab es gekühlte Getränke und einen kleinen Imbiss. Die Laute der Wildtiere bildeten dazu die passende afrikanische Geräuschkulisse.

Die Krönung des Tages folgte später im Camp mit einem unglaublichen Menu. Jeder Gang wurde zelebriert. Jedes Gericht auf dem jeweiligen Teller wundervoll dekoriert. Samuel, der uns auch am folgenden Tag begleiten sollte, so wurde es auch von der Chefin gewünscht, leistete uns an diesem Abend Gesellschaft. Nicht selbstverständlich, dass das Personal mit dinieren darf. In dem Verlauf des Abends entwickelten sich intensive Gespräche über die Geschichte und die aktuelle Situation in Botswana und seinen Nachbarländern. Wir waren erstaunt, wie umfangreich und in welcher Breite Samuel über all diese Dinge informiert war. Von der frühen Kolonialzeit bis zur aktuellen Krise in Simbabwe und natürlich über das kürzlich verfilmte tragische, romantische Leben der Eltern des damaligen Präsidenten Ian Khama, Seretse Khama und Ruth Williams. Für uns spannend waren die Geschichten seiner Familie und die Überlieferungen, die man nicht in Wikipedia findet.

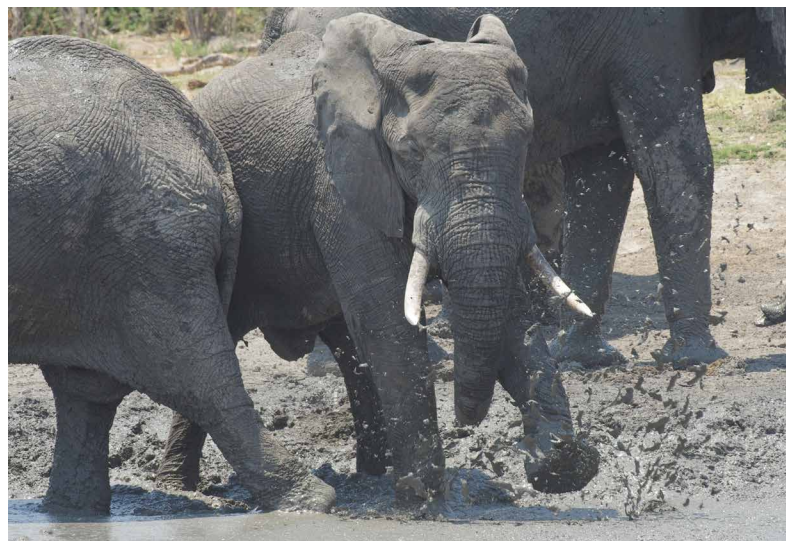
Die Nacht startete für mich mit einem Noteinsatz. Heike hatte eine Tellerspinnne an der Zeltplane über unserem Bett entdeckt. Man weiß ja nie, was so ein Tier alles anrichten kann und so brachte ich das Tier zur Sicherheit aller vor das Zelt. Als die Sonne aufging und es Zeit zum Aufstehen wurde, wartete Samuel bereits auf uns. Nach dem Frühstück, welches keine Wünsche offen ließ, wollte er, fest entschlossen uns einen Predator zu zeigen, sofort auf die Pirsch.



Von Löwen und Leoparden war jedoch weit und breit nichts zu sehen. Bilder von Balztänzen der Riesentrappen, flinke Zwergmangusten, störrische Gnus und sprunghafte Antilopen füllten unsere Speicherkarten. Beliebt auch der bunte Roller, die Gabelracke und Steinböckchen, die in keiner Weise mit unseren Alpenbewohnern verwandt sind. Zumindest die uns auf der Sandpiste entgegenkommende Leopardenschildkröte hatte in ihrer Bezeichnung etwas Raubtierhaftes. Samuel war davon beseelt, uns eine Raubkatze zu zeigen und so suchte er weiter. Zumindest entdeckten wir eine neue Gattung der Antilopen, Tsessebes oder auf Deutsch Leierantilopen. Letzte Möglichkeit Wasserloch. Aber dieses war von einer Bachelor Herd von Elefanten besetzt. Bachelor Herd, also einer Herde ausschließlich bestehend aus Junggesellen. Am Rande des künstlich mit Wasser versorgten Tümpels lag das abgebrochene Stück eines Stoßzahnes. Eine lohnende Trophäe, die jedoch böse Folgen am Zoll haben könnte. Also blieb das Stück Elfenbein dort liegen. Das Rohr, aus dem das Wasser aus der Quelle in den Tümpel gepumpt wurde, hatte der Chef der Herde für sich reserviert. Mit seinem Rüssel saugte er förmlich das frische Wasser aus der Röhre. Die einzigen, die sich zwischen den Elefanten an die Tränke trauten, waren wie so oft die Warzenschweine. Mit Irokesenschnitt und Oxpecker, Madenhacker auf dem Rücken ging es im Schweinsgalopp zum Wasser und auch wieder zurück. Diese Madenhacker ernähren sich nicht nur wie früher angenommen von Parasiten der Wirtstiere, sondern sie trinken auch das Blut aus den von den Vögeln offen gehaltenen Wunden und von Geweberesten vom Rand der Wunden.

Spannung kam bei uns und den Elefanten auf, als eine zweite Bachelor Herd in schnellen Schritten auf das Wasserloch zukam. Samuel setzte zu unserer Sicherheit den Wagen ein Stück zurück. Jedes der Tiere startete nun mit seinem Imponiergehabe. Auch Scheinangriffe auf den

Landrover gehörten nun zu dem Repertoire. Nachdem so die Rangordnungen irgendwie geklärt schienen, durften alle etwas von dem Nass abhaben. Wir verließen die Szene und suchten weiter nach Raubtieren und einem guten Platz für das Mittagmahl. Räuber gab es aber nur in Form eines Sekretärs, einem Raubvogel. So machten wir es uns im Schatten eines Baumes in der direkten Nachbarschaft eines sumpfigen Tümpels gemütlich. Mit wenigen Handgriffen hatte Samuel Tisch und Stühle aufgebaut und servierte den mitgebrachten Lunch. Wir genossen das Mahl in aller Ruhe und beobachteten dazu eine Elefantenfamilie beim ausgiebigen Schlammbad.



Danach ging die Suche nach den Löwen weiter. Über Funk hatte er die Position einer Löwenfamilie durchgegeben bekommen, aber er kannte sich wohl in Geschichte und Politik besser aus, als in der hiesigen Geografie. So irrten wir von Hügel zu Hügel, ohne auch nur eine Spur eines Löwen zu sehen. Im Ergebnis steckte der Geländewagen bis zu den Achsen im tiefen Sand. Die schmalen Reifen des Landcruisers waren für Fahrten im Tiefsand völlig

ungeeignet. Die Versuche, den Wagen durch möglichst viel Gas freizubekommen scheiterten logischer Weise. Als nächstes versuchte Samuel, mit aufgesammelten Stöcken den Reifen mehr Grip zu verschaffen, aber auch diese Versuche führten zu keinem Erfolg, ebenso wie der Einsatz des Wagenhebers, welcher einfach im Sand versank. Schließlich gruben wir zusammen die Räder frei und mit wenig Gas, der Untersezung und Differentialsperrschaltung schafften wir es, den Wagen aus der misslichen

Lage zu schieben. Das Ganze geschah im Wissen, dass hier womöglich die gesuchte Löwenfamilie ein leckeres Mittagsmahl einnehmen möchte.

Bei der Nachmittagstour klinkte sich Heike aus. Der Pool und der exzellente Service reizten mehr wie die staubige Suche nach Raubkatzen. Letztlich war es auch so, dass die uns bereits vom Vortag und Vormittag bekannten Tiere wieder gesichtet wurden. Neu auf der Liste der





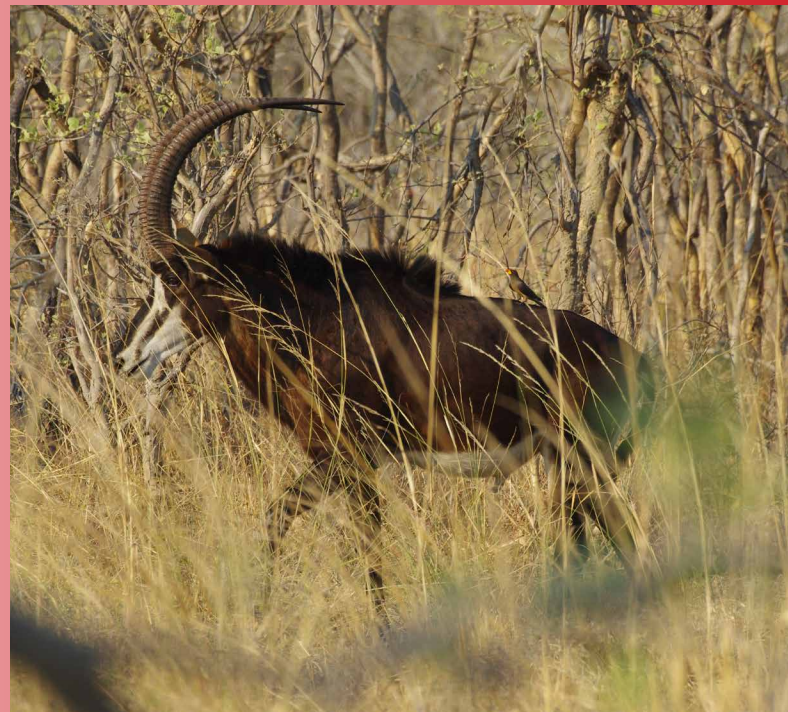
entdeckten Tiere war jedoch eine Sable, also eine Ross-Antilope. Zurück im Camp wurde es sehr bedauert, dass uns kein Predator vor die Linse gekommen war.

Da die anderen Gäste alle abgereist waren, konnten wir als einzige Touristen in der Ghoha Hills nun unsere Silberne Hochzeit mit den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern feiern. Nachdem wiederum überaus köstlichen Abendmenü mit mehreren Gängen wurden wir zu einem Platz



geführt, in dessen Mitte ein Lagerfeuer brannte. Rundum zahllose Kerzen und wir auf unseren Sitzen wie ein Herrscherpaar auf ihren Thronen platziert, so begann das Spektakel. Die gesamte Crew trug von Trommeln begleitet afrikanische Lieder vor. Dazu wurden afrikanische Tänze gezeigt und wir mussten bis in die Nacht hinein mit um das lodernde Feuer tanzen.







Das Delta

Nun hieß es Abschied nehmen. Nie hätten wir gedacht, dass man weit ab von jeglicher Einkaufsmöglichkeit solch erstklassige Gerichte mit auserlesenen Zutaten speisen könnte. Frischer Fisch oder exotische Früchte in einer Qualität, die selbst in europäischen Hauptstädten ihres gleichen sucht. Das gesamte Team aufmerksam, freundlich und zuvorkommend. Beim Frühstück genossen wir ein letztes Mal diese Gastfreundschaft des Teams. Dazu lauerte direkt neben unserem Tisch auf dem Geländer der Veranda ein Nashornvogel, in der Hoffnung, dass für ihn etwas abfallen würde, während die Squirrels das selbst in die Hand nahmen und geschickt Essbares von dem Buffet klauten. Am Wasserloch im Tal unterhalb der Lodge war, fast wie zum Abschied bestellt, inzwischen die Büffelherde, der wir bereits am Vortag begegnet waren, eingetroffen. Mit geladenem Wagen ging es die steile Geröllstrecke hinunter und mit etwas Wehmut, aber auch großer Spannung auf die nächste Etappe Richtung des sagenumwobenen Okavangodeltas.

Bis zur Savutisiedlung kannten wir bereits die Strecke von den Pirschfahrten am Vortag. So nutzen wir auch kurze Abstecher zu den etwas abseits der Piste liegenden Wasserlöchern. Eine dieser Tränken konnten wir bereits aus der Entfernung lokalisieren, die langen Hälse der dortigen Giraffen wiesen uns den Weg. Neben den gefleckten Langhälsen waren die Mitglieder einer Gnuherde dabei, ihren Durst zu löschen. Als wir unseren Wagen am gegenüberliegenden Ufer abstellten, um die Tiere bei ihrem Treiben um das Wasserloch zu beobachten, machten wir eine ganz überraschende Entdeckung, mitten in dem trüben Wasser badete vergnügt ein Flusspferd. Da dieses massige Tier am Vortag definitiv noch nicht hier war, musste es über Nacht den weiten Weg vom Linyanti hierher zurückgelegt haben. Auch der Bachelor Elefanten Herde begegneten wir in der Nähe der Wasserlöcher. Direkt am ausgetrock-

neten Savuti-Channel galt es wieder, eine Entscheidung zu treffen. Es gab zur Auswahl, die Piste über die Sandridge oder durch das Marchgebiet. Sandridge hieß weiterhin viel weicher Sand, die March stand für Matsch bei Regen und knochenharter Untergrund bei Trockenheit. Da uns der Sand förmlich aus den Ohren kam, ging es über die March zum Mababe Gate.

Nun begann die afrikanische Massage im höchsten Level. Die Reifenspuren der Fahrzeuge, die Wochen zuvor durch den Matsch gefahren waren, waren inzwischen wie in Beton gegossen verfestigt. Jede Bodenwelle scheinbar moduliert für die Ewigkeit. Egal mit welcher Geschwindigkeit wir versuchten, diese Buckelpiste zu bewältigen, wir wurden durch das Fahrzeug gewürfelt. Mir war es kaum möglich, mich am Lenkrad festzuhalten. Die Achsen des Toyotas krachten nach fast jeder Bodenwelle laut auf den Boden, das Bodenblech schrappte über die Erhebung zwischen den tiefen Spurrillen. Gefühlt alle 500 Meter schaute ich auf den Tacho, um festzustellen, dass die 120 Kilometer, die es an diesem Tag zu fahren galt, fast nicht abnahmen. Tiere waren in der Region wohl auch keine unterwegs oder wir hatten zumindest nicht den Nerv, nach ihnen Ausschau zu halten. Aber nach und nach näherten wir uns dem Ende der Marchroad und dem seit geraumer Zeit erhofften Mababe Gate kamen wir näher. Und gerade hier hatten wir den ersten Begegnungsverkehr seit der Einfahrt in dieses Gebiet Tage zuvor. Drei Geländewagen mit Anhänger quälten sich über die Bodenwellen. Die Insassen der Fahrzeug sahen bereits jetzt gemartert aus und das obwohl der weitaus überwiegende Teil dieser Piste noch vor ihnen lag. Freundlich grüßen wir uns gegenseitig, wie es sich in solchen Gegenden üblich ist.

Am Mababe Gate, welches auch manchmal South Gate zum Chobe-Savuti Nationalpark genannt wird, nutzen wir die Möglichkeit, uns von der Tortur der letzten Kilometer zu erholen und die sanitären Anlagen aufzusuchen.

Der Schalter in dem Büro der Ranger war längerfristig von einer Reisegruppe Argentinier belegt, die mit rund zehn Geländewagen und persönlichen Guides in Richtung Norden unterwegs war. Etwas ausgeruht setzten wir unser Tagwerk fort. Mein Roadbook enthielt die Angabe: „südwärts bis zum nächsten Abzweig und dann rechts“. Das Navi sagte mal gar nichts. Nach nicht einmal einem Kilometer kam tatsächlich ein Abzweig nach rechts, passt, dachte ich noch. Bereits nach einigen hundert Metern verschlechterte sich der Zustand der Piste. Immer tiefer wühlte sich unser Wagen in den weichen Sand. Eigentlich sollte es eine Gravelroad sein, aber die Himmelsrichtung passte, also weiter durch diesen riesigen Sandkasten. Was mir erst viel später klar wurde: Wir waren zu diesem Zeitpunkt auf einer in meinen Unterlagen nicht verzeichneten Nebenstrecke unterwegs. Die Sonne hatte bereits den Zenit überschritten und sowohl die Luft als auch der Sand hatten sich inzwischen mächtig aufgeheizt. So kam dann der Moment, als ich bemerkte, dass der Vortrieb des Toyotas abrupt nachließ. Runter vom Gas und vermeiden, dass sich der Wagen in dem Puder eingräbt. Genau diese Situation wollte ich eigentlich vermeiden. Heike und ich stiegen aus und schaufelten mit unseren bloßen Händen den heißen Sand vor den ebenso aufgeheizten Reifen weg. Den Plan, einen Klappspaten zu erwerben, hatte ich ja in Kapstadt verworfen. Mit viel Gefühl und aller technischer Unterstützung des Toyota-Getriebes grub sich der Hilux aus seinem Sandbett. Die Sandpiste endete erst, als wir auf die Hauptstrecke, die überwiegend geschottert war, trafen.

Unvermittelt standen wir plötzlich vor einer Brücke, die über einen Flussarm führte, der mit Seerosen übersät war und an dessen Ufer saftiges Gras wuchs. Noch wenige Meter zuvor darbt die Natur wegen der Trockenheit dahin und hier nun so etwas, wie man sich wohl das biblische Paradies vorstellt, zum Glück ohne Apfelbaum. So

plötzlich wie diese blühende Landschaft auftauchte, so schnell hatten wir diese hinter uns gelassen, nachdem wir die Brücke überquert hatten. Der Schotterpiste folgend erreichten wir eine Stelle, an der diese Straße mittels eines Baumstammes gesperrt war. Ich erinnerte mich, an einem Schild vorbeigefahren zu sein, welches am Straßenrand im Gebüsch stand. Diesem Hinweis hatte ich vorher keine Beachtung geschenkt, nun dämmerte mir, dass es sich dabei womöglich um das passende Umleitungsschild handeln könne. Tatsächlich wies der Text auf dem Schild auf die Sperrung hin und lenkte den Verkehr von der Transitstrecke auf einen schmalen Weg. Wir folgten dem Hinweis und kamen im weiteren Verlauf auf diverse Abzweigungen und Kreuzungen jeweils ohne jegliche Ausschilderung. Davon verunsichert, setzten wir unser iPhone mit der T4A-Software zum Navigieren ein. Immerhin konnten wir damit die Richtung ablesen, in der unser Ziel lag. Wir näherten uns dem Camp im Zick-Zack über die übelsten Pisten. So erreichten wir den Airstrip von Khwai, dessen Terminal lediglich aus einer Blechhütte und drei Fässern mit Treibstoff bestand. Über eine augenscheinlich oft befahrene Sandpiste, welche recht genau in die passende Himmelsrichtung abzweigte, ging die Fahrt weiter. Nächster Stopp war eine Holzbrücke, die wohl nach den Überschwemmungen in der letzten Regenzeit erneuert wurde. Langsam taste ich mich mit dem Toyota auf dieses fragile Bauwerk vor. Im Schritttempo erreichten wir das gegenüberliegende Ufer. Kurz vorher bemerkte ich jedoch, dass die Holzbrücke nicht durchgängig für die Spurbreite des Toyotas ausgelegt war. Die breiten Reifen schrappten die letzten Meter auf beiden Seiten an den Stämmen der Brückenbrüstung entlang. Letztlich waren wir froh, das andere Ufer erreicht zu haben.

Es folgten noch einige Kurven und Abzweige, bis wir vor einem aus Holz gefertigten Gebäude standen. Eigentlich wollten wir hier nach dem Weg fragen, aber zu unserer



Überraschung hatten wir exakt die Einfahrt zur Khwai Tendet Camp gefunden. Ein junger Mann, Kennedy, so zeigte es sein Namensschild, begrüßte uns aufs Herzlichste. Etwas verwundert fragte er, ob wir mit dem Wagen angereist wären. Als wir ihm mitteilten, dass unsere Anreise von Norden her über Land erfolgte, nickte er respektvoll. Kennedy hielt sich nicht lange mit der Prozeduren des Eincheckens auf und brachte uns zielstrebig zu unserem Leinenzelt. Ebenso luxuriös ausgestattet mit großen Twin Beds und halb-offenem en Suite Badezimmer mit Toilette und Dusche, so wie die Ausführung auf den Ghoha Hills sind hier sechs dieser Unterkünfte am Rand einer Lagune aufgebaut. Dazwischen befindet sich das zum idyllisch gelegenen Gewässer offene Gemeinschaftszelt. Bevor wir die Annehmlichkeiten des Camps nutzten, ging es darum, unsere Habseligkeiten für die nächsten Tage herzurichten. Unser Gepäck, welches auf der Ladefläche transportiert wurde, war über und über von Sand und Staub bedeckt. So machten wir uns daran, die Koffer zu säubern, bevor wir diese in unser so liebevoll hergerichteten Zelt brachten und uns häuslich einrichteten. Bis zum Besprechungs-termin für das Programm der nächsten Tage nutzten wir die Zeit, die Mittagshitze im Pool mit gekühlten Getränken zu verbringen.

Da die meisten Gäste, so wie bereits erwähnt, per Fly-in ab Maun oder Kasane dieses Camp erreichen, gab es keine gesonderten Parkplätze für die Fahrzeuge der Touristen. Unseren Toyota parkte ich somit etwas abseits zwischen den Safarifahrzeugen, die zum Camp gehörten. Als ich noch einige Kleinigkeiten aus dem Wagen holte, stellte ich nicht ganz unerwartet fest, dass ein Reifen deutlich dickere Backen machte als eigentlich vorgesehen. So nahm ich mir vor, tags drauf das entsprechende Rad zu wechseln.

Prof. Ken, groß, kräftig, laut und betont lustig begrüßte gegen 16:00 Uhr die Gäste zum Briefing. Er, der Professor

des Spurenlesens und Tiere Entdeckens, klärte alle auf, was sie an dem Tag noch zu erwarten hatten und stellte uns sein Team vor: eine Tour mit dem Mokoro, dem einheimischen Einbaum, durch einen der vielen Nebenarme des Okavango. Mit von der Partie waren neben Heike und mir noch ein älteres Ehepaar aus England sowie ein junges Paar aus den USA. Mit einem der üblichen Geländewagen in Safariausführung ging die Fahrt teilweise über die gleichen Wege, die wir gekommen waren, jedoch deutlich zielstrebig. Angekommen an der schmalen Holzbrücke,



nahm unser Fahrer Dutch wohlweislich den Weg vorbei an dem engen Brückenbauwerk durch den Fluss. Am Anlegepunkt standen bereits drei Mokoros gefertigt aus Fieberglas bereit. Neben Dutch waren noch BB und Mighty vor Ort, um uns durch das dicht bewachsene Gewässer zu manövrieren.

Natürlich gab es auch hier Sicherheitshinweise und auch für alle Schwimmwesten. Besonders die Tatsache, dass es nur wenige Zentimeter zwischen Wasseroberfläche und Bootsante waren und das gesamte Gefährt schnell zum Kippen neigte, machte uns etwas Angst. Nur nicht wackeln





und auch beim Fotografieren immer im Gleichgewicht bleiben. Die afrikanischen Gondolas wurde von unseren afrikanischen Gondolieres sanft durch das Wasser gestakt. Im hohen Gras konnten wir in direkter Nähe die Hippos grunzen und schnauben hören, aber bekamen keins zu Gesicht. Dafür querten in geringer Entfernung Elefanten unseren Weg. Der Leitbulle zeigte uns dann auch, wer der Chef im Ring ist. Dabei drehte er schlagartig seinen massigen Schädel in unsere Richtung, präsentierte seine riesigen zerfledderten Ohren, spritzte mit seinem Rüssel eine Wasserwelle in unsere Richtung, bevor er seinen Marsch durch das seichte Wasser fortsetzte, als wäre nie etwas geschehen. Mighty klärte uns über die unterschiedlichsten Pflanzen und Vögel auf, erzählte dazu afrikanische Sagen.

Als wir die Anlegestelle wieder erreichten, war die Sonne bereits hinter dem Horizont verschwunden. Auf der Rückfahrt ins Camp entdeckten wir im Scheinwerferlicht Galagos. Diese Halbaffen, die umgangssprachlich Bush Babys genannt werden, sind nachtaktiv und daher selten zu Gesicht zu bekommen. Für ein Foto war es leider zu dunkel und zum anderen waren die kleinen Artisten viel zu schnell.

Im Camp zurück hatten wir gerade noch Zeit, uns frisch zu machen, bevor Nico, der „Good Guy“ der Lodge, uns zum Dinner empfing. LB, die resolute Chefin der Küche, kündigte jeden Gang voller Inbrunst an. Zu uns an den Tisch gesellte sich das nette Ehepaar aus England. Robert erzählte uns von seinen Erlebnissen, die er als Bierbrauer rund um die Welt gesammelt hatte. Seine Frau Judith begleitete ihn bei seinen Engagements in Mittel- und Südamerika als auch in Afrika. Von Profession war sie Lehrerin für gehörlose Kinder, welche sie auch unter den unterschiedlichsten Bedingungen ausübte. Da saßen nun zwei Pädagoginnen mit dem Spezialgebiet Gehörlosenbildung zusammen in einem Zeltcamp im Okavangodelta und konnten die

unterschiedlichsten beruflichen aber auch privaten Erfahrungen und Erlebnisse austauschen. Ich musste Auskunft geben, was denn so ein Bürgermeister alles machen muss und wie es um die europäische Politik aus deutscher Sicht



bestellt ist. Als ein Ehepaar, welches über viele Jahrzehnte beruflich auf der ganzen Welt zuhause war, konnten sie weder den Brexit noch die politischen Eskapaden des amerikanischen Präsidenten Trump nachvollziehen. Am Nachbartisch saßen zwei amerikanische Pärchen, die wir lieber nicht zu diesen Themen ansprachen. Das junge Pärchen, welches wir bereits bei der Mokorofahrt kennen gelernt hatten, war gerade auf Hochzeitsreise. Sie offensichtlich chirurgisch hergerichtet wie Angelina Jolie, er intensiv damit beschäftigt, zu erzählen, welche kostspieligen Aktivitäten sie in den wenigen Urlaubstagen noch bewältigen möchten.

Ähnlich wie in der Mahango Lodge wurde die Nacht mit einer Vielzahl von unterschiedlichsten Geräuschen erfüllt. Das Brüllen eines Löwenmännchens drang aus Richtung des Airstrips zu uns und ließ eine Diskussion darüber aufkommen, wie weit der König der Tiere von unserem Leinenzelt wohl entfernt wäre. Diese Einschätzung gelang uns bei den Hippos deutlich einfacher. Die Flusspferde bewegten sich direkt vor dem Camp durch die Lagune, um dann direkt an unserem Zelt vorbei zu stapfen. Heike bestand darauf, dass die Reißverschlüsse des Zelts geschlossen blieben, gerne hätte ich mal einen Blick nach draußen geworfen, um zu beobachten, was da so alles vorging.

Mighty holte uns wie vereinbart in aller Frühe bei unserem Zelt ab, Gamedrive war angesagt. Am Frühstückstisch erfuhren wir, dass die nette Bedienung Laoma Mightys Lebensgefährtin ist und ihre Kinder bei den Großeltern leben und dort die Schule besuchen. Zwar sind es von Khwai nach Maun nur 124 Kilometer, diese Strecke bedeutet jedoch für das Paar eine Tagesreise, um ihre Kinder zu treffen. Nach sechswöchiger Arbeit besteht die Möglichkeit, zwei Wochen mit der ganzen Familie zu verbringen. Dies ist dann aber immer noch abhängig von der Wetterlage und der Ausbuchung des Camps.



Der heutige Trip führte uns durch Khwai Village in das Moremi Reserve, einem der besonders schönen Teile des Deltas. Wie immer wurde unser Fahrzeug und dessen Insassen ordentlich registriert, bevor die Fahrt über eine Holzbrücke, diesmal in der passenden Breite, weiter ging.

Grüne Auen durchzogen von Wasseradern, gespeist aus dem Okavango, bestimmten das Landschaftsbild. Die unterschiedlichsten Antilopen und Schreitvögel bevölkerten das saftige Grasland, während sich Flusspferde im Wasser vor den Sonnenstrahlen schützten. Mighty lenkte unser Interesse auf die Wasserböcke. Zu diesen Antilopen mit der einzigartigen Zeichnung am Hinterteil hatte er eine alte afrikanische Weise parat. So erzählte er, dass sich die Menschen seit jeher weitergeben, dass Gott, als er alle Tiere schuf, die Wasserböcke mit einer braunen Farbe anmalte. Die Wasserböcke mussten jedoch noch bevor die Farbe trocknete, dringend auf die Toilette und so entstand der weiße Ring um den Po jedes dieser Tiere. Ich bin zwar noch immer sehr skeptisch, ob die Ureinwohner der Region bereits vor Generationen westliche Toiletten-sitze kannten, aber trotzdem eine nette Geschichte.

Neben dieser friedlich wirkenden Landschaft galt unsere heutige Pirsch den afrikanischen Wildhunden. Diese Raubtiere werden von den Viehzüchtern trotz höchstem Schutzstatus intensiv bejagt. Das ist aufgrund des Jagdverhaltens dieser Hunde und der Situation der oft armen Besitzer von Kühen und Schafen durchaus nachvollziehbar. Zumal die im Rudel jagenden Tiere nicht wie Wildkatzen mit ihren Opfern einen kurzen Prozess machen, sondern die flüchtende Beute bei lebendigem Leib von den Hinterläufen her auffressen. Bei ihrem Körperbau sind die scheinbar viel zu langen Hinterbeine besonders auffällig. Mit dem dadurch geduckte wirkende Oberkörper, Hals und Kopf erinnern sie unweigerlich an Hyänen. Mighty machte tatsächliche ein Rudel dieser vom Aussterben bedrohten



Tiere ausfindig. Dies war umso bemerkenswerter, da die Tiere nicht besonders sesshaft sind und sich ihr Revier auf eine Fläche von rund 500 Quadratkilometer ausdehnt.

Während sich die erwachsenen Tiere im Schatten der Mopanebäume zur Ruhe gelegt hatten, tobten die Welpen ungestüm miteinander. Im wilden Spiel wurden auch die vor sich dahin dösenden ausgewachsenen Wildhunde nicht verschont. Letztlich sorgte die Alphamutter mit einigen für alle Anwesenden deutlichen Verhaltensweisen für etwas mehr Ruhe bei ihrem Nachwuchs. Leider mussten wir aus der Entfernung feststellen, dass eines der Puppies schwer unter einem Infekt litt. Seine Zunge war so sehr geschwollen, dass eine Nahrungsaufnahme wohl kaum noch möglich war. Aber wir waren in keinem Zoo, wir waren nicht zuhause, wir waren in der freien, wilden Natur und so mussten wir den traurigen kleinen Wildhund seinem Schicksal überlassen, als wir uns auf den Rückweg zum Camp machten.

Bei den vorherrschenden Temperaturen um die Mittagszeit war es ein ungeschriebenes Gesetz: Siesta bei den wilden Tieren, den fotohungrigen Touristen und deren Guides. So nutzte ich die Mittagspause, um mich um unseren Toyota zu kümmern. Kennedy hatte schon organisiert, dass ich deren Werkstatt nutzen konnte. Die beiden Mechaniker waren damit beschäftigt, bei dem Motor eines Mitsubishi die Zylinderkopfdichtung zu wechseln. So wie das aussah wohl zum ersten Mal. Schnell kamen wir ins Gespräch über meine Wünsche, einen Wagenheber und einen Kompressor zu bekommen und später sprachen wir auch über die Kopfdichtung. Das mit dem Kompressor, so teilten sie mir mit sichtlichem Bedauern mit, wäre leider nicht machbar, da das Teil seit Wochen nicht funktionsfähig wäre. Bei dem Vorhaben, den Motor des Mitsubishi Pajero wieder auf Vordermann zu bringen, sahen die beiden auch etwas verloren aus. In meiner Jugend hatte ich ähnliche Reparaturen mehrfach bei meinem Renault R4 durchführen müssen, so konnte ich das



Wissen eines interessierten Laien einfließen lassen. Mit vereinten Kompetenzen hatten wir dann die Grundlage für eine erfolversprechende Reparatur gelegt. So durfte ich mich auch dem defekten Kompressor annehmen. Nachdem ich die Elektrik von Wackelkontakten befreit hatte, lief der Motor zwar wieder, aber die Druckluft blies aus mehreren Undichtigkeiten. Die Mechaniker, die inzwischen im Schatten eines Baumes auch Siesta machten, konnte ich bitten, mir zumindest eine Schlauchschelle zu suchen. Tatsächlich fand sich ein solches Teil, allerdings in einem viel zu großen Durchmesser. Mit etwas Geschick und zurechtgeschnittenen Gummiteilen, defekte Reifen und Schläuche gab es in Hülle und Fülle, bekam ich alles dicht. So wechselte ich das beschädigte Rad und da keine Tiefsandpisten mehr vor uns lagen, erhöhte ich auch gleich den Luftdruck auf den empfohlenen Wert. Ich dankte den Mechanikern, nicht ohne sie nochmals darauf hinzuweisen, die Zylinderkopfschrauben überkreuz festzuziehen und dabei den Drehmomentschlüssel aus dem Gedore Werkzeugkasten zu benutzen.

Auch am Nachmittag führte Mighty eine Pirschfahrt mit uns durch. Als erfahrener Guide wusste er, was das Herz der Touristen erfreut und so machte er sich auf die Suche nach weiteren Raubtieren. Natürlich, und das hatten wir im Savutigebiet erfahren müssen, kann man sein Jagdglück nicht erzwingen. So beobachteten wir das Treiben der Vegetarier entlang und in den Flüssen. Unter den von uns beäugten Tieren befand sich auch ein tollkühnes Flusspferd, das eine auffällige Kür im Wasser vollführte, die damit endete, dass sich das gewichtige Tier mit weit aufgerissenem Maul rücklings umfallen ließ und dann seine Beine aus dem Gewässer in die Luft streckte, um dann unter der Oberfläche gänzlich zu verschwinden.

Unverhofft tauchten dann aus dem Dickicht zwei Löwendamen auf und auch ein männlicher Vertreter dieser Spezies näherte sich den Damen, jedoch nur bis zu einer

für ihn scheinbar sicheren Distanz. Er tat völlig uninteressiert an den Lionesses und wand sich, so wie sich früher wohl auch die Herren der Dorfjugend in der Dorfdisko es getan haben, dem Trinken zu. Diese eher statische Situation versprach für die nächste Zeit keinerlei spannende Veränderung und so setzte Mighty die Pirschfahrt fort. Als wir uns an eine Kinderstube von Ibisen und Sattelstörchen annäherten, stockte Mighty abrupt. Direkt neben dem offenen Wagen lag ein schlafender Leopard im hohen Gras. Es handelte sich um ein wunderbares, junges aber ausgewachsenes Tier mit toller Färbung. Wer Katzen kennt, weiß, dass diese niemals tief schlafen. Natürlich hatte er uns, weit bevor wir ihn entdeckten wahrgenommen. So zwinkerte er ab und an mit einem seiner Augen, bevor er sich gemächlich aufrichtete und uns beim ausgiebigen Gähnen all seine scharfen Beißerchen in voller Pracht zeigte. Diesen Vorgang wiederholte er ein zweites Mal, um dann seinen Mittagsschlaf entspannt und ungerührt von unserer Anwesenheit fortzuführen. Da ich neben Mighty auf dem dem Leopard zugewandten Vordersitz saß und die Tür zur Außenwelt lediglich aus einer dünnen Kette bestand, waren nur wenige Armlängen Luft zwischen mir und meinem perfekt posierenden Fotomodell.

Als wir uns bereits auf dem Rückweg befanden, erhielt Mighty per Funk von einem Teammitglied die Position einer Löwenfamilie mit Nachwuchs. Hurtig ging die Fahrt nun über die unterschiedlichsten Hindernisse und so reichlich durchgeschüttelt erreichten wir tatsächlich noch vor Sonnenuntergang die Großfamilie. Am Rand des Settings lagen die Reste eines Zebras, während die ausgewachsenen Raubtiere blutverschmiert nur noch mit Verdauen beschäftigt waren. Der Pascha hatte nicht nur Zebrablut in seinem Fell, sein Fell und die prachtvolle Mähne war auch mit seinem Blut getränkt. Um eines seiner Augen war er schwer lädiert. Zebras sind mutige und wehrhafte Tiere, so ist davon auszugehen, dass das Tier in seinem Todeskampf mit einem seiner Hinterhufe den



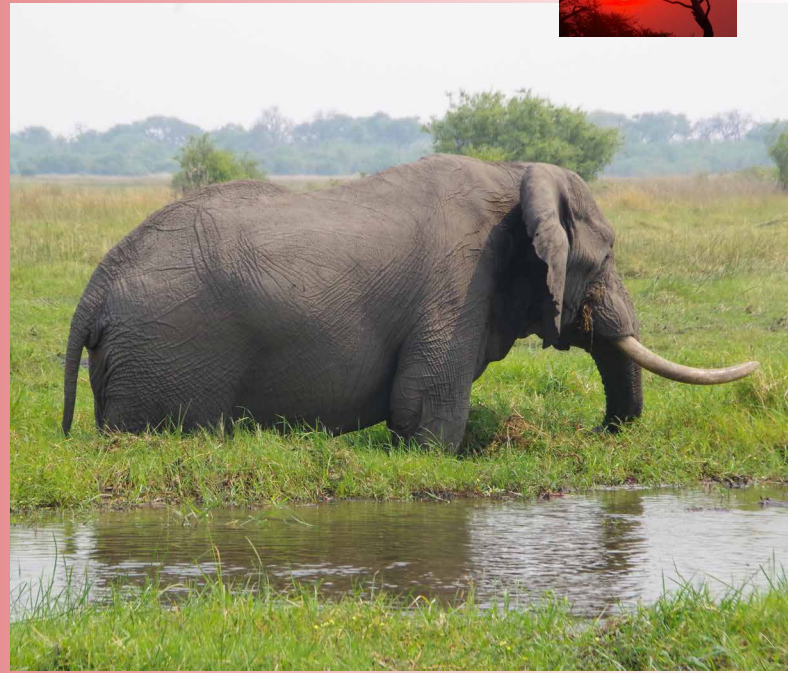
Löwen im Gesicht getroffen hatte. Die halbstarken Männchen streckten ihre vollgefressenen Bäuche gen Himmel. Etwas abseits im Schutz einiger Büsche lag die Löwenmutter mit ihren Babys. Für die kleinen Racker waren wir scheinbar noch interessant und so beobachteten sie jede Bewegung des Landrovers und dessen Insassen. Der Anblick der Löwenbabys ließ trotz des Dämmerlichts der inzwischen untergegangenen Sonne die Speicherkarten der Kameras glühen.

An diesem Morgen fühlten wir zum ersten Mal, dass sich unser Afrikaabenteuer zum Ende neigte. Es galt zum letzten Mal, im Okavangodelta die Koffer zu packen und noch eine letzte Pirschfahrt mit Mighty zu unternehmen. Für die Morgenpirsch blieben wir im Khwai Community

NG/19 Konzession, dem Gebiet direkt um das Camp. In der Nähe des Khwai Airstrips am Rande der Moqware Pan, einer wenig bewachsenen Ebene begegneten uns wieder einmal Giraffen. Die Anwesenheit dieser graziösen Tiere begleitete uns auf der gesamten Route, seit wir die Bagatelle Kalahari Game Ranch verlassen hatten. In diesem Fall handelte es sich um ein junges Pärchen, welches sich an den frischen Blättern labte, aber auch ein Schreiseeadler, der sich auf einem benachbarten Baum sonnte, bot sich mit seinem charakteristischen Gefieder als Fotomotiv an.

Nachdem sich dieser gefiederten Räuber auf seinen Schwingen davon gemacht hatte und wir unsere Pirsch fortsetzten, entdeckte Mighty einen Leopard auf Frühstückstour. Behutsam und mit gebührendem Abstand





folgten wir dem gut getarnten Jäger abseits von jeder Piste. Über Sprechfunk hatte Mighty unsere Position an Professor Ken mitgeteilt, der mit seinen Gästen auch in dieser Konzession auf Pirschfahrt unterwegs war. Nach über einer halben Stunde vorsichtiger Verfolgung konnten wir beobachten, wie sich der Leopard an ein Warzenschwein anpirschte. Angespannt wedelte der Leopard mit seiner schwarzen Schwanzspitze, dazu zuckten die Muskelpakete. Just in diesem Moment kam ein Geländewagen der Belmond Khwai River Lodge beladen mit Touristen um die Ecke. Gerne hätte wir die Jagd des Leoparden weiter beobachtet und sicher hätte der Leo auch gerne ein Warzenschwein zum Frühstück gehabt. Mighty war mächtig verärgert, er war auf seine Kollegen der benachbarten Lodge nicht gut zu sprechen. Sie würden die Funkfrequenzen anderer Guides abhören und ohne Respekt gegenüber der Natur und den Kollegen die Wünsche der Touristen auf tolle Bilder rücksichtslos erfüllen.

Zurück im Camp machte ich unseren Toyota startklar und besprach mit Mighty nochmals die Strecke nach Maun. An der Lagune gab es den letzten Lunch und eine Verabschiedungsrunde von dem tollen Team und dem englischen Ehepaar. Als Zuschauer war noch ein neugieriges Äffchen, eine blaue Meerkatze, gekommen. Kennedy begleitet uns bis zu unserem Toyota und Mighty fuhr mit seinem Wagen noch mit uns, bis wir die Wasserdurchfahrt hinter uns gebracht hatten.

Richtung Zivilisation

Noch drei Tage lagen vor uns, drei Tage um sich langsam von unwegsamen Strecken und einer unglaublichen Tierwelt an die für uns gewohnte „Zivilisation“ anzupassen. Die Transitstrecke nach Maun war breit und mit Schotter ausgebaut. So erreichten wir schon bald die Mababe Bridge, an der wir den letzten Ausläufer des Deltas überquerten. Mababe, selbst ist eine übersichtliche Siedlung

mit einer kleinen Schule und wie in jeder noch so kleinen Ansiedlung mit einem Fußballplatz. Die Tore sind dort auf die unterschiedlichsten Weisen gefertigt und die Plätze selbst entsprechen natürlich keiner Norm, Bolzplätze halt.

Laut Karte hatten wir noch 118 Kilometer auf einer gut hergerichteten Piste vor uns. Also eine entspannte Fahrt von gut zwei Stunden. Aber bereits nach wenigen Kilometern lag ein Baumstamm über die bis dahin breite Piste. Offensichtlich hatte sich der Khwai in der letzten Regenzeit einen neuen Verlauf gesucht und hier die Strecke gekreuzt und unpassierbar gemacht. An dieser Stelle hatten vor unserer Ankunft die Mitglieder eines Konvois die Straßensperre nicht für ernst genommen und versucht, mit einem der Landrover den Fluss zu durchqueren. Als wir ankamen, hatten sie gerade den abge-soffenen Landi wieder auf festen Untergrund gezogen. In den Verträgen der Niederlassungen der Mietwagengesellschaften in Namibia und Botswana sind Wasserschäden an den Wagen definitiv nicht versichert. Eigentlich schade für die abenteuerlustigen Touris. Natürlich boten wir unsere Hilfe an, aber es waren ja noch drei weitere Wagen der Reisegruppe vor Ort, sodass auf unser Hilfsangebot nicht zurückgegriffen wurde. Richtig laut wurde es, als ein Ortskundiger in seinem Geländewagen kommend von einer der Buschpisten die Szenerie erreichte. In klaren Worten machte er der Gruppe klar, wie unvernünftig und dumm es war, einfach in den Fluss zu fahren. Er zeigte uns noch kurz die ungefähre Richtung, in der wir Maun erreichen würden, bevor er sich weiter mit dem abgesoffenen Landi beschäftigte.

Am gegenüberliegenden Ufer war eine große Elefantenherde dabei, den Baumbestand deutlich zu dezimieren. So beobachteten wir die Tiere, während wir die Fahrt über eine Sandpiste am Ufer des Khwai entlang fortsetzten. Abzweige von dieser idyllischen Route ignorierten wir solange, bis die Fahrzeugspuren, denen wir folgten, das



Ufer in Richtung Flussmitte verließen. Da Tiefsand, wie bereits beschrieben, einem das dortige Anhalten nur selten verzeiht, suchten wir eine Möglichkeit, querfeldein über Stock und Stein einen höher gelegenen Weg zu erreichen. Einige teils gut erhaltene Ruinen von einstigen Urlauberunterkünften ließen uns erahnen, dass wir uns offensichtlich inmitten einer verfallenen Lodge befanden. Um eine befahrbare Strecke zu erreichen, wussten wir nur eins, wir mussten irgendwie zwischen den Gebäuderesten die Hanglage bewältigen. So kämpfte sich der Toyota Hilux durch das ansteigende Gelände und so erreichten wir tatsächlich nach einiger Anstrengung eine Piste, die uns Richtung Süden führte. Schmal, sandig, aber das kannten wir ja bereits.

Nach einigen Kilometern hatte uns die eigentliche Fernstraße wieder. Breit mit riesigen Schlaglöchern, denen man aber gut ausweichen konnte, und großen Wellen, an denen kein Weg vorbei führte. Im Ergebnis hieß das, extrem langsam diese Wellen überfahren oder weite Sprünge des Geländewagens hinnehmen. Langsam, das wollten wir nicht. Zwischen all den Sprüngen und harten Landungen fiel es und schon etwas schwer, nochmals den Anblick von Giraffen, die scheinbar schwerelos trabend die Piste querten, zu genießen.

Maun, der historische Ausgangspunkt für Forschungsreisen in das Delta, ab dessen Flughafen heute die Touristen ihre Fly-in Safari starten, war für uns auch nur ein Platz zum Nächtigen. Ein schmuckloses Hotel, die Maun Lodge, bot uns dafür die passenden Betten. Darüber hinaus gab es hier alles Notwendige an Infrastruktur. Das Einchecken war eine unglaublich langwierige Angelegenheit. Wenn sich nicht eine beherzte Mitarbeiterin uns angenommen hätte, befürchte ich, dass wir im Auto hätten schlafen müssen. Erstmals auf unserer langen Reise waren wir als weiße Touristen deutlich in der Minderheit. Im politisch

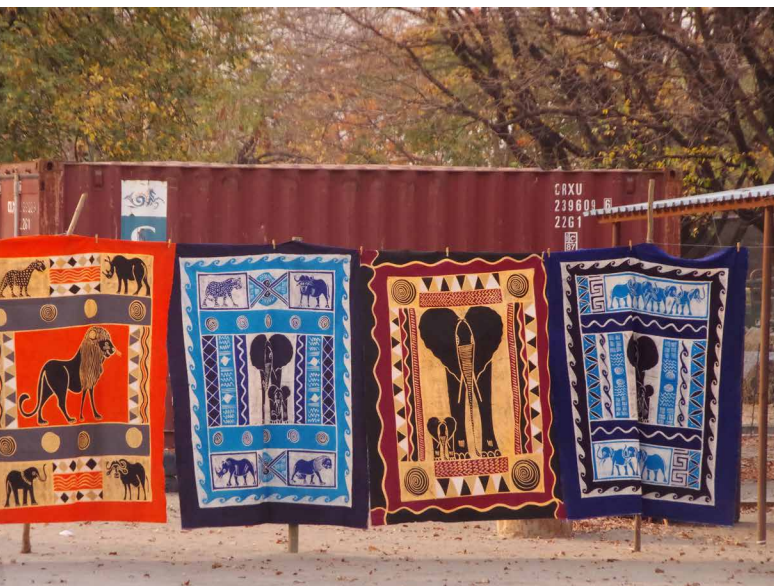
stabilen und wirtschaftlich prosperierenden Botswana hat sich in den vergangenen Jahre eine Mittelschicht etablieren können.

Nachdem wir unser Zimmer bezogen hatten, machten wir uns auf eine Erkundungsfahrt durch Maun. So besuchten wir die in den Reiseführern besonders erwähnte Historische Brücke, füllten den fast leeren Tank und suchten eine Werkstatt auf, um unseren defekten Reifen reparieren zu lassen. Bei dem gut ausgerüsteten Reifenhändler wurden wir sofort bedient. Nachdem im Wasserbad die lecke Stelle lokalisiert war, wurde der Reifen maschinell von der Felge gezogen, die defekte Stelle ordentlich gereinigt und dann staunte ich nicht schlecht, als der Monteur das Loch einfach mit einem Fahrradfliegen abdichtete. Gummi auf die Felge, Druck drauf, alles Roger, bezahlen und weiter ging's.



Den Rest des Tages nutzen wir, um den Markt zu besuchen. Von Hundehütten über Haushaltswaren aus Eigenproduktion bis hin zu Handyhüllen gab es hier alles Mögliche zu erwerben. Wir entschieden, unsere restlichen Pulas in den Erwerb einer weiteren Tischdecke zu investieren. Auf dem Gelände des Hotels gab es zum einen eine Veranstaltungshalle, in der an diesem Abend offensichtlich eine Party stattfand und ein Restaurant, das Boma. Direkt am Ufer des Thamalakane gelegen bietet man dort neben gegrilltem Fleisch aus der Region im internationalen Stil auch afrikanische Gerichte an. So kamen wir in den Genuss eines traditionell zubereiteten Huhns. Heike kostete abschließend noch den berühmten Likör Amarula, der aus der Frucht des Marulabaums gewonnen wird. Die Marulakirschen sind aus den Erzählungen bekannt, in denen Elefanten und Affen die überreifen und gegorenen Früchte verzehren und danach besoffen durch den Busch torkeln. Zu diesem Verhalten gibt es jedoch noch eine andere wissenschaftlichere Begründung.

Die Dusche am Morgen ließen wir aufgrund der Wasserfarbe ausfallen. So begaben wir uns recht früh auf den Weg zu Edo's Camp in der Nähe von Ghanzi. Ausschließlich über die asphaltierte Fernstraße A3 ging die heutige Reise. Einzig durch zwei Kontrollstationen, an denen unsere Fahrzeugreifen und alle Schuhe wegen der Gefahr der Übertragung von Maul- und Klauenseuche-Erregern desinfiziert wurden, gab es keinerlei Verzögerungen. So kamen wir weit vor unserm Zeitplan an der Stadt D'kar vorbei, an deren Anschluss das Tor zu Edo's Camp lag. Durch das Gate erreichten wir nach einigen hundert Metern eine Schule, was uns verblüffte. Der Hausmeister der Einrichtung begrüßte uns und erklärte, er versuche jemand vom Camp zu erreichen. Nach einigen Versuchen mit seinem in die Jahre gekommenen Nokia 3310 nickte er uns freundlich zu und bat uns, noch etwas zu warten. So erschien ein junger San mit einem Toyota Rav Geländewagen und bat uns, ihm zu folgen. Tatsächlich waren es noch fast zwanzig Kilometer auf dem Gelände der Ranch, bis wir unser Ziel erreichten. Andi, ein Schweizer und Betreiber der Anlage, begrüßte uns freudig. Um ein ehemaliges Wasserloch, welches durch die Flut während der letzten Regenzeit zu einem beachtlichen See angewachsen war, sind einige Zelte, wie wir sie aus anderen Camps bereits kannten, aufgebaut. Nach einem kurzen Plausch und einem Begrüßungstrank ging Andi seinem Tagwerk nach, während wir unser Gepäck in das Zelt brachten. Heike nahm sich ihre Lektüre vor, während ich versuchte, eine seltsame Vogelart abzulichten. Zu meinem Erstaunen trat plötzlich ein Breitmaulnashorn aus der Vegetation am gegenüberliegenden Ufer. Zwar hatte Andi davon erzählt, dass auf dem Gelände der Ranch wohl 27 dieser Tiere leben, aufgrund der Größe des Areals von 1.200 km² man diese nur selten zu Gesicht bekommen würde.





Für den späten Nachmittag hatten wir mit Andi verabredet, eine Fahrt über das Farmgelände zu unternehmen. Als er dann mit Dix dem Fährtenleser aus dem benachbarten San-Dorf kam und wir ihm von der Begegnung mit dem Nashorn berichteten, war er sehr verwundert. Seit der Regenzeit mit den heftigen Überschwemmungen hatten die Dickhäuter das Wasserloch gemieden. Auf der Pirschfahrt versuchte Dix eines der Rhinos zu finden, was sich jedoch als nicht so einfach herausstellte. Frische Spuren von Nashörnern waren zwar mehrfach auszumachen, aber vorerst mussten wir uns mit Kudus, Oryx, Springbock, Zebras und Gnus abfinden. Letztlich führte die Beharrlichkeit von Dix doch zum Erfolg, ein Nashorn. Zuerst war es für uns nur schemenhaft im Dickicht zu sehen. Als der Dickhäuter seine Deckung verließ, konnte der Koloss mit seinen beiden gewaltigen Hörnern in all seiner Pracht bewundert werden.

Zurück im Camp waren weitere Gäste eingetroffen. Heike und ich schauten uns fragend an, woher kannten wir die beiden deutschen Pärchen? Das war doch der Typ, der erst seine Mütze irgendwo vergessen hatte und dessen Handtuch, welches er als alternativen Sonnenschutz auf dem Kopf trug, bei dem riesigen Affenbrotbaum bei den Vic-Falls von mir im Pistensand gefunden wurde, schoss es durch meinen Kopf. Die Vier waren seinerzeit zusammen mit uns im gleichen Hotel in Kasane untergebracht. In den Verhaltensweisen stellten wir schon einige Ähnlichkeiten zu Personen aus dem Buch Hummeldumm fest. Was wir nicht ahnten, dass es sich hier nur um Nuancen handelte.

An der Tafel an der alle zusammen das Dinner einnahmen, erzählte Andi über die Geschichte des Camps, den Freund seines Vaters Edo, der damals das Camp aufbaute, seine Mutter, die es nach dessen Tod weiterführte, und wie er dazu kam, dass er nun das Unternehmen mit seiner Frau zusammen führt.



Am Frühstückstisch erwarte Andi eine Überraschung. Mitten im Gespräch mit uns kam seine Frau aufgeregt herangeeilt. Das letzte Küken wäre tot. Andi sprang sofort auf und eilte hinaus. Kurze Zeit später kam er zurück und fragte, ob wir eine Python sehen wollten. Natürlich nickten alle Touristen. Im Handumdrehen war er zurück und präsentierte eine junge Python von noch nicht einmal einem Meter Länge. Ungefähr in der Mitte des langgestreckten Tieres befand sich eine beachtliche Verdickung des Leibs. Hier war das Küken, so wie wir erfuhren das Letzte des Brutversuchs. Nachdem er die Python an einen seiner Mitarbeiter zwecks Verbringung in einen abgelegenen Teil der Ranch übergeben hatte, erzählte er uns die ganze Geschichte um den Versuch, Hühner zu ziehen. Die Idee erschien ihm anfangs sinnvoll und einfach. In Harare, der Hauptstadt von Botswana, erwarb er Legehenne und Hahn. Schnell waren die ersten Eier gelegt. Erste Erfolge waren versagt, da Mungos und Raubvögel die Eier schnell klauten. Geschützt durch Zäune wurde ein weiterer Versuch gestartet. Dieser scheiterte an der Hitze tagsüber, die Eier wurden bereits vor dem Brüten schier gekocht.

Eine Brutmaschine wurde angeschafft, um die passenden klimatischen Bedingungen zu schaffen. Stromausfälle mussten in weiteren Versuchen mittels eines Notstromsystems überbrückt werden. Und endlich in diesem Jahr waren aus den 24 bebrüteten Eiern elf Küken geschlüpft. Doch wie bei den zehn kleinen Zappelmännern wurden es täglich weniger. Das letzte der Hühnchen wurde nun Opfer der Babypython, die zwar durch den Zaun in den Käfig kam, aber vollgefressen und dick nicht mehr durch die Maschen flüchten konnte.



Neben dem Projekt zur Erhaltung von Rhinos zeichnet dieses Camp deren Engagement bei der schulischen Bildung der Kinder des nahegelegenen San-Dorfes aus. Mit der Schule, einem Internat und einem täglichen Hol- und Bringdienst leisten Andi und seine Familie wichtige Pionierarbeit bei der Bewältigung der riesigen Probleme, die es gilt, bei der Begleitung der San in die heutige Gesellschaft zu meistern.

An der Grenze zu Namibia standen wieder die üblichen Formalitäten an. Besonders die bei der Einreise mit einem Mietwagen fälligen Gebühren sind nicht gerade einfach zu berechnen. Eine wirklich nette Dame half uns bei den entsprechenden Schriftlichkeiten. Auf der anderen Seite der Grenze trug nun der Trans-Kalahari-Highway wieder die namibische Bezeichnung B6. Bei der Qualität der Fahrbahn gab es glücklicherweise keinerlei Abstriche. Vor dem Heimflug stand nur noch ein Besuch der Farm Harnas, welche bekannt wurde durch die Fernsehserie „Das Waisenhaus für wilde Tiere“ der ARD, bevor. Kurz vor Gobabis verließen wir somit die Fernstraße und folgten der C22 Richtung Norden. Zu unserer Freude war sogar diese Nebenstrecke asphaltiert. Nur auf den letzten Kilometern über die M131 ging es über die üblichen Gravelroads. Auf dieser Straße entfachte sich die Diskussion über die gefahrene Geschwindigkeit. Selbstverständlich war es derjenige, der die Macht über das Lenkrad hatte, der die gefahrene Geschwindigkeit bestimmte. Nicht immer entsprach dieses so gewählte Tempo der Vorstellung des Beifahrers. Die Ursache dieses wiederkehrenden Disputs konnten wir auf der Schotterstrecke nun endlich auf den Grund gehen. Während ich bei der Beurteilung des Tempos auf die Anzeige des Tachometers setzte, erklärte mir Heike, dass für sie maßgeblich das Gefühl sei. Also war es die Diskrepanz zwischen der männlichen Logik und den weiblichen Gefühlen. Also durfte Heike weiter mit knapp 100 km/h über die Piste schießen.

Die Zufahrt von der M131 zu dem Waisenhaus für wilde Tiere führte über mehrere Kilometer Sandpiste innerhalb des gut gesicherten Areals. Diese Piste endete an der Rollbahn des eigenen Airstrips, über welche wir dann die Gebäude der Einrichtung erreichten. Uns erwartete ein toll hergerichteter Garten mit erfrischend grünem, fettem Gras. Durch eine Gartentür, die sich nur elektrisch öffnen ließ, traten wir über eine kleine Brücke in dieses Kleinod.



Das Gras auf der Rasenfläche, die an einen Golfplatz erinnerte, wurde durch zahllose Schildkröten niedrig gehalten. Die gepanzerten Reptilien waren wohl zur besseren Kontrolle mit Farbe durchnummeriert. Der Fußweg zum Haupthaus, der Lapa, bestehend aus Restaurant, Bar und Rezeption war mit Kieselsteinen hergerichtet, aber gerade daher nur unbequem zu begehen, also stapften wir über den gepflegten Rasen. Unter einem Vordach befindet sich eine schicke Veranda, in deren Mitte eine großzügig angelegte Theke steht. Im benachbarten ausladenden Laubbaum hingen Kugelnester von knallgelben Webervögeln und auf einem der massiven Äste hatte sich ein Pfau niedergelassen.

Der Rezeptionist begrüßte uns in einer überschwänglich freundlichen Art. In dieser Weise erhielten wir auch die üblichen Informationen zur Unterkunft, die Restauration und die möglichen Aktivitäten. Die angebotene Morgenfütterung hatte ich bereits im Voraus gebucht und daher gab es nur noch den Rundgang am Nachmittag zur Auswahl. Trotz des beachtlichen Preises ließen wir uns für diese kleine Aktivität eintragen.

Während wir auf unsere Schlüssel für das Chalet warteten, waren neben den Gesängen der Webervögel rhythmische Klopfgeräusche zu vernehmen. Die Ursache dieser Geräuschkulisse ließ sich schnell ergründen. Die Rasenpflegeschildkröten nutzen als wechselwarme Lebewesen die Mittagshitze für ihre recht derben Paarungsrituale.

Unser Chalet für die nächste Nacht war etwas abseits hinter dem Flugfeld gelegen. Erstaunt waren wir, als uns beim Öffnen der Eingangstür das mit Herzen in rot-weißem Plüsch geschmückte Bett förmlich entgegen sprang. Die Ausstattung war etwas einfacher als in den meisten Lodges zuvor. Eine Eigenschaft der sanitären Anlagen zog sich jedoch durch die meisten Unterkünfte

auf dieser Urlaubsreise. Defekte Spülkästen, defekte Druckspüler oder defekte Duschköpfe. Der Zusammenhang von Wasserknappheit und sanitären Installationen mit Leckagen sollte einmal in einem Forschungsprojekt ermittelt werden, dachte ich mir, als ich zum vermehrten Male dabei war, einen Spülkasten zu reparieren. Es kann doch nicht sein, dass die Wasserknappheit wegen der Sanitäranlagen hervorgerufen wird? Nein, sicher nicht, aber... so meine Gedanken in diesem denkwürdigen Moment. Immerhin hatte ich in den fast vier Wochen durch mein handwerkliches Geschick sicher einige hundert Liter Wasser vor dem ungewollten Verschwinden retten können.



Die Führung durch die Anlage startete um 16:00 Uhr. Ein junger Holländer im orangen T-Shirt führte uns vorbei an dem Gehege der Paviane über die grüne Wiese zu einem Wasserbassin. Im Wasser aber auch auf der künstlich angelegten Insel dösten junge Krokodile vor sich hin. Unser Guide schnappte eines der knapp 50cm langen Tiere und reichte es meiner Frau Heike. Mutig, jedoch mit etwas ausgestreckten Armen, übernahm sie das Reptil.

Dieses machte keine Anstalten zu fliehen oder gar anzugreifen, sondern genoss die menschliche Nähe, bevor es zurück ins warme Wasser gesetzt wurde.



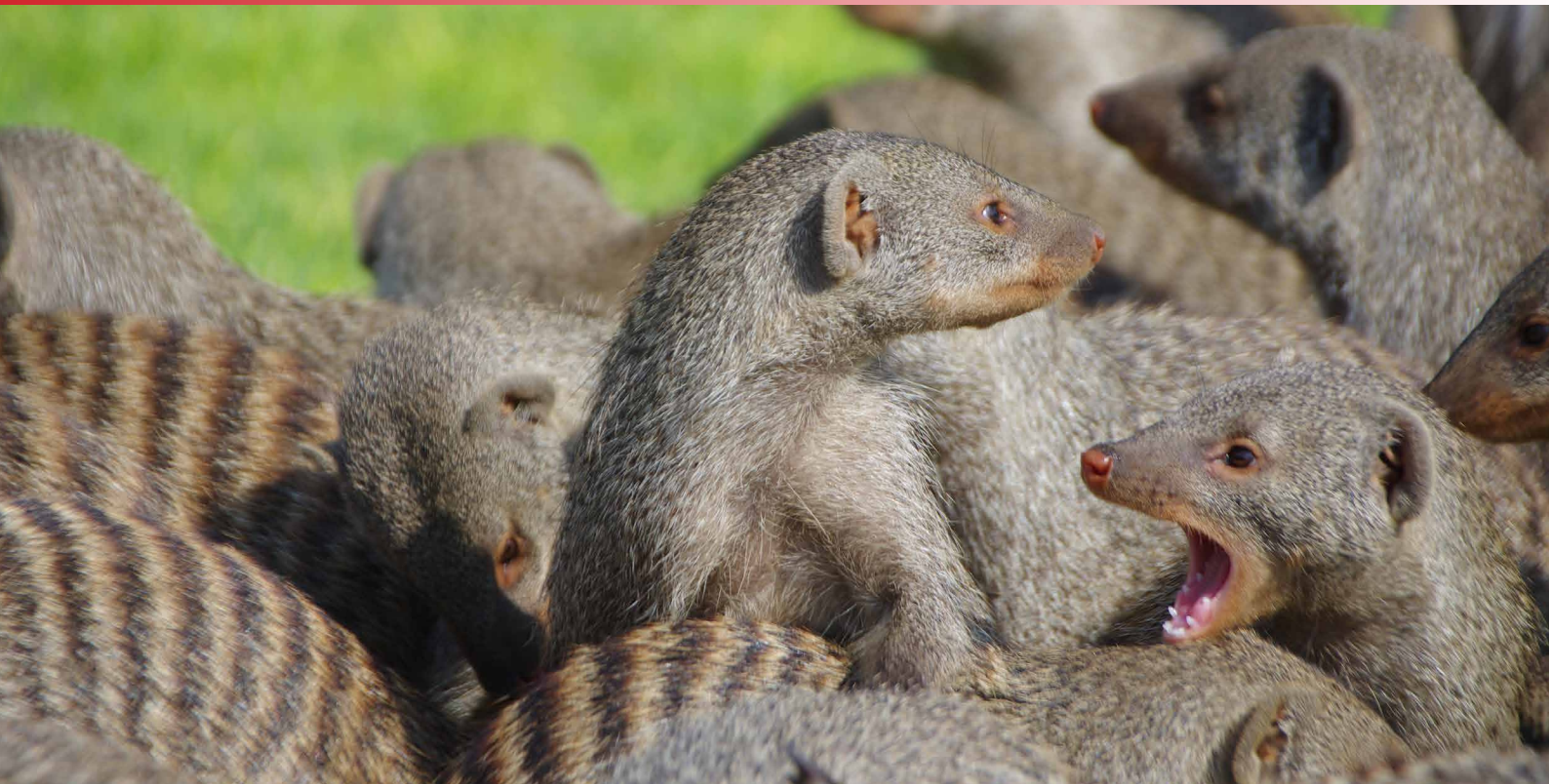
In einem Hof spielten zwei junge braune Hyänen, Hambi und Buhle, mit den Hofhunden, als wäre das das Normalste der Welt. Nebenan gab es Erdmännchen und hinter einem normalen Maschendraht ruhte ein Leopard, der sich über einige Streicheleinheiten durch den Zaun hindurch freute. Auch dabei tat sich Heike durch Uner-schrockenheit hervor, während ich lieber fotografierte. Gumbi, eine uralte braune Hyäne, gehört wohl seit vielen Jahren zum Inventar. An eine Auswilderung dieses greisen Raubtiers war nicht mehr zu denken. Trotz der Altersgebrechen liebt er es, mit den Pflegern zu spielen. Auch die blinde Meerkatze Audrey, die über mehrere Jahre in einer dunklen Kiste gehalten wurde und daher ihr Augenlicht verlor, wird wohl nie mehr ihr jetziges Zuhause verlassen können. Sicher klettert sie in ihrer gewohnten Umgebung und lauscht andächtig den Gesprächen der Besucher.

Neben den lebenden Bewohnern der Ranch wurde uns auch der Tierfriedhof gezeigt. Hier werden wohl alle gestorbenen Tiere beigesetzt. Dementsprechend groß stellte sich das Areal dar. An einem Turm baumelte im Kontrast zu dem Friedhof ein Giraffenskelett. Der Rundgang endete mit der Fütterung der Zebramangusten, die mit ihren kleinen aber überaus scharfen Zähnen das aus Fleischstücken bestehende Futter zerrissen und tunlichst verschlangen.

Bevor wir zum Abendessen aufbrachen, machte ich mich an unserem Mietwagen zu schaffen. Aufräumen, reinigen und letztendlich den Wechsel der Räder. Die alten, abgefahrenen Schlappen mussten wieder montiert werden und die fast neuen landeten auf der Ladefläche.

Die Gründerin der Harnas Wildlife Foundation, Marieta van der Meren, nahm mit zwei Freundinnen ebenfalls am Dinner teil. Sie hatte vor vierzig Jahren zusammen mit ihrem Ehemann Nick mittels einer von einem Wilderer gekauften misshandelten Meerkatze den Grundstock für das Vorhaben Harnas geschaffen. Ihr Mann und ihr Sohn überlebten einen Flugzeugabsturz, das Wrack der Cessna liegt heute noch am Unfallort und wurde uns bei der Rundfahrt gezeigt. Später verstarb Nick an einem Tropenfieber und ihr Sohn erlitt einen tödlichen Herzinfarkt bei einer Radtour von Kapstadt nach Windhoek. Bilder die Marietas bewegtes Leben widerspiegeln, sind an den Wänden im Bereich des Restaurants angebracht.

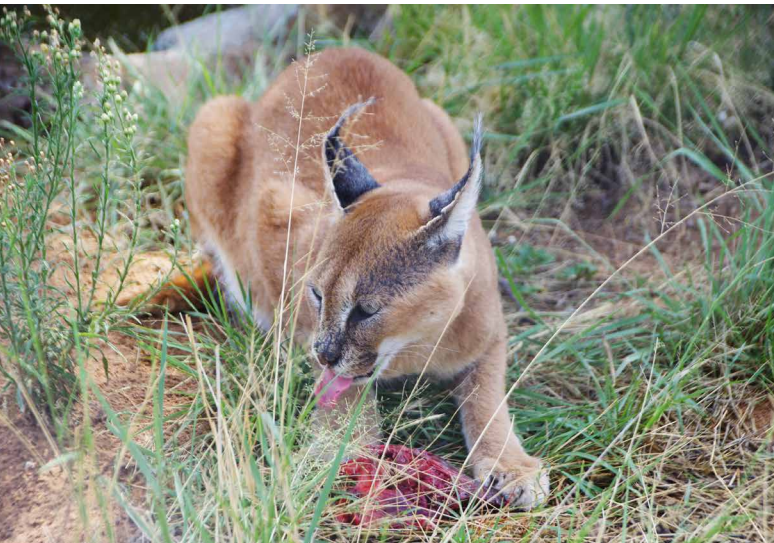
Bereits kurz nach unserer Ankunft auf Harnas waren uns zwei etwas ältere Touristenpaare ins Auge beziehungsweise ins Ohr gefallen. Besonders eine der Damen erinnerte uns sowohl mit ihrer lauten quäkenden Stimme und ihrem Dialekt als auch den unüberhörbaren Inhalten ihrer Sprachbeiträge an die Gruberin aus dem Reise-roman Hummeldumm. Bereits als wir die ersten Worte vernahmen, fühlten wir uns plötzlich wie ein Teil der



Geschichte, um eine inhomogene Reisegruppe, die in einem Kleinbus Namibia bereist. Aber auch ihr Mann passte exakt in dieses Schema der von dem Schriftsteller Tommy Jaud karikierten Pauschaltouristen. So blieb uns während des Abendessens nichts anderes übrig, als den vier zuzuhören, ein Weghören war einfach nicht möglich. Grinsend und kichernd genossen wir unser letztes Dinner in Afrika.

Heimwärts

Nach unserem Frühstück startete die Fahrt zur Morgenfütterung. Der Geländewagen, mit dem die Touristen durch das Areal gefahren wurden, besaß einen Anhänger, in dem die entsprechenden Futtermittel untergebracht waren. Zwei Praktikantinnen hatten die Aufgabe, die Verteilung des Futters vorzunehmen. Begonnen wurde bei den Pavianen, die sich mit Brot, Gemüse und Obst zufrieden gaben. Die Meerkatzen, die so niedlich aussehenden Äffchen, die allerdings bei weitem nicht ungefährlich sind, erhielten ebenfalls vegetarische Kost.



Mit einer der Praktikantinnen, welche aus der Schweiz stammt, kamen wir ins Gespräch. Trotz aller Strapazen und trotz der immensen Kosten der Anreise und den zusätzlichen 400,- €, die pro Woche an Harnas gezahlt werden mussten, um dort arbeiten zu dürfen, fand sie ihren Aufenthalt dort toll und würde, wenn sie mehr Geld zur Verfügung hätte, gerne noch länger bleiben.

Weiter ging die Fahrt zu den Wüstenluchsen, den Caracals. Mit deren Sprungkraft gelang es den Katzen, die ihnen zugeworfenen Fleischbrocken bereits im Flug zu erhaschen. Die Löwen erhielten zur Mahlzeit Esel. Halbierter Eselköpfe oder komplette Beine, die von den Praktikantinnen über die Zäune geworfen wurden. Die Beine der beiden Frauen waren durch diese Aktion über und über mit Eselsblut verschmiert. Ein Junge einer schwedischen Touristenfamilie inspizierte einen der Eselskopfhälften zum Entsetzen seiner Mutter aufs Genaueste.

Da vor einigen Jahren Angelina Jolie mit ihrem damaligen Mann Brad Pitt die Einrichtung samt ihren Kindern besuchten, wurde ein Teil der Löwen nach den Brangelinas benannt. Während Brad vor geraumer Zeit gestorben und direkt am Gehege von Angie bestattet wurde, war die Löwenmutter überaus lebendig und ein reines Muskelpaket. Die inzwischen ausgewachsenen Löwen, die keine Jungen von Angie und Brad sind, Maddox und Knox, teilten sich ein Gehege.

Die Zucht von Löwen ist in Südafrika und Namibia seit einigen Jahren streng verboten. Daher bekommen die in Gefangenschaft lebenden Raubkatzen in diesen Ländern Hormonpräparate gegen Schwangerschaften implantiert. Damit soll vermieden werden, dass handzahn aufgewachsene Löwen, wie es in der Vergangenheit praktiziert wurde, als leichte Beute für die Trophäenjagd gezüchtet werden.



Achtzehn Senioren Geparde erwarteten uns in dem Altersheim von Harnas. Zur Fütterung fuhren wir durch eine Schleuse in den weitläufig umzäunten Bereich. Da die Tiere wussten, dass das Futter mit dem Anhänger transportiert wird, versuchten die Geparde, das Gefährt zu erklimmen, was einigen trotz der Bewachung durch die beiden Volontärinnen gelang. Die eigentliche Fütterung erfolgte von einem Holzturm, von dem das Fleisch den Geparden zugeworfen wurde. Obwohl es für jedes Tier genügend Futter gab, kam es trotzdem zu heftigen Auseinandersetzungen.

Trotz der guten Vorsätze und der Tierliebe der Betreiber von Harnas hatten wir den Eindruck, dass deren Wertordnung teilweise verschoben ist und der Kommerz deutlich im Vordergrund steht.

Die Strecke nach Windhoek führte uns vorbei am internationalen Flughafen, ab dem in wenigen Stunden unser Rückflug starten würde. Zuvor war jedoch Tiger Tyers unser Ziel in der Hauptstadt. Dort angekommen ging es nun darum, unser dort erworbenes Rad zurück zu verkaufen. Der Verkäufer konnte sich sofort an mich erinnern, schließlich hatte ich damals einen außergewöhnlichen Wunsch. Er prüfte den Zustand des Reifens und der Leichtmetallfelge. Diese hatte inzwischen einige Kratzer im silbernen Lack. Nach kurzen Verhandlungen erhielten wir einen angemessenen Preis von 2700 N\$ für das Rad. Um die so erhaltene namibische Währung auszugeben, machten wir uns auf den Weg, in die Innenstadt zur Wernhil Mall. Jedoch fand sich kein passendes Kleidungsstück in den dortigen Shops. Heike stillte schnell noch ihren Hunger in einer Lokation direkt am Gibeon Meteoriten Denkmal, bevor wir uns auf den Weg zum Flughafen Hosea Kutako machten.

Bereits bei der Vorbereitung der Reise hatte ich Kleidung eingepackt, die noch gut in Schuss war, aber von mir nur selten getragen wurde. Jeans, Hemden und ein Paar Schuhe hatten so den Weg nach Namibia gefunden. Diese Kleider hatten wir in der letzten Unterkunft in eine Tasche gepackt. Diese Tasche fand nun an einer Bushaltestelle außerhalb von Windhoek einen neuen Besitzer. Verwundert schaute der junge Mann zuerst die Tasche und dann uns an. Wir verabschiedeten uns und setzten unsere Fahrt fort. Er schaute umgehend in die Tasche und winkte uns dankbar zu.

Direkt an der Zufahrt zum Flughafen gibt es eine Tankstelle. Entsprechend des Mietwagenvertrags tankten wir hier unseren Wagen voll, um ihn dann am Parkplatz von Hertz abzugeben. Die Kontrolle des Toyota Hilux erfolgte sehr stressfrei. Selbst der Sand und Dreck, der sich im Laufe der gefahrenen 7313 Kilometer im Fahrzeug angesammelt hatte, stellte kein Problem dar. Nun ging es darum zu erklären, dass wir in Windhoek einen neuen Reifen gekauft hatten, sodass wir diese Ausgaben ersetzt bekamen.

Im Curio-Shop gab es noch die letzte Möglichkeit, die restlichen Namibdollar zu verkonsumieren. Schließlich hat dann Heike noch einem Mitarbeiter des Flughafens kurz vor der Zollkontrolle die letzten Scheine zugesteckt. Da das Ganze direkt vor dem Büro für die Ausreisekontrolle geschah, hatte ich etwas Bedenken, dass die Aktion gesehen wurde und womöglich als Bestechungsversuch ausgelegt würde. Aber alles lief reibungslos und pünktlich saßen wir in dem nur zu Zweidrittel besetzten Airbus A330. Mit zwei Sitzen für jeden von uns hatten wir einen entspannten Heimflug nach einem abenteuerlichen Urlaub.





Antilopen

Sable Antelope - Rossantilope
Roan Antelope - Pferdeantilope
Oryx - Spießbock
Tsessebe - Leierantilope
Blessbock
Buntbock
Impala Schwarznasen
Impala Schwarzfersen
Wasserbock
Buschbock
Streifengnu
Weißschwanzgnu
Elend
Springbock
Damara DikDik
Steinböckchen
Kudu
Letschwe
Puku
Duiker

Raubtiere

Löwe
Leopard
Gepard
Braune Hyäne - Schabracken Hyäne
Tüpfelhyäne
Streifenschakal

Schabrackenschakal
Karakal - Wüstenluchs
Afrikanischer Wildhund
Nil Krokodil

Dickhäuter

Elefant
Nashorn
Nilpferd
Kafferbüffel

Sonstige

Warzenschwein
Giraffe
Bergzebra
Steppenzebra
Südkaper Glattwal
Delfin
Brillenpinguin
Klippschiefer
Pavian
Grüne Meerkatze
Galagos - Buschbaby
Erdmännchen
Erdhörnchen
Leopardenschildkröte
Dancing White Lady
Palmato-Gecko
Chamäleon
Fitzsimons Blindschleiche
und weitere Reptilien

Vogelarten

Auszugsweise:
Strauss
Schreiseeadler
Gabelracke
Bienenfresser
Scharlachspint
Geldschnabeltoko
Graulärmvogel
Sattelstorch
Klunkerkranich
Nimmersatt
Heiliger Ibis
Seidenreiher
Löffler
Kuhreiher
Hammerkopf
Schlangenhals
Namaflughuhn
Webervogel diverse
Riesentrappe
Goliathreiher
Flamingo
Hornrabe
Marabu
Geier
Gaukler
Frankolin
Weißstorch
Sekretär
...

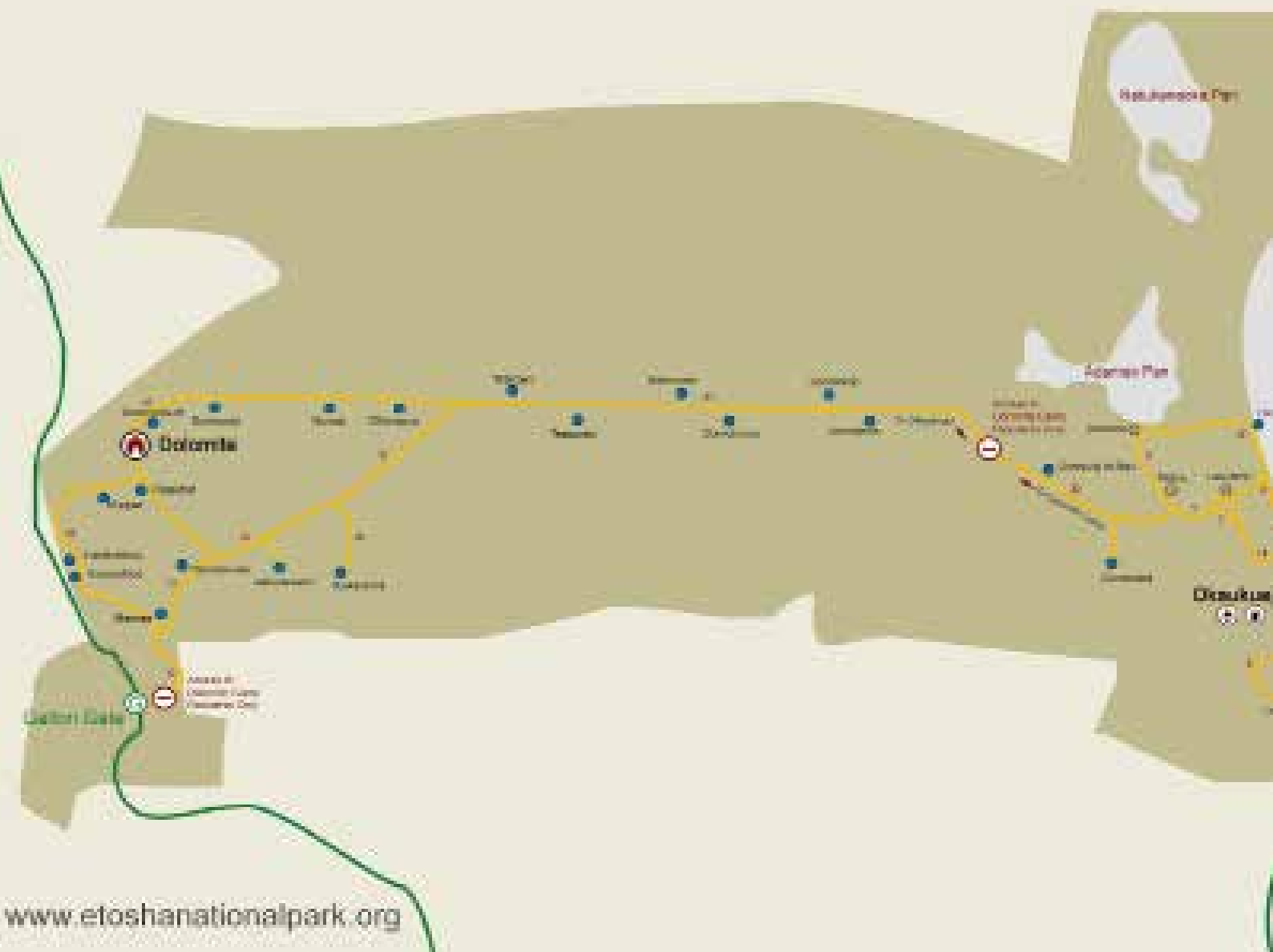


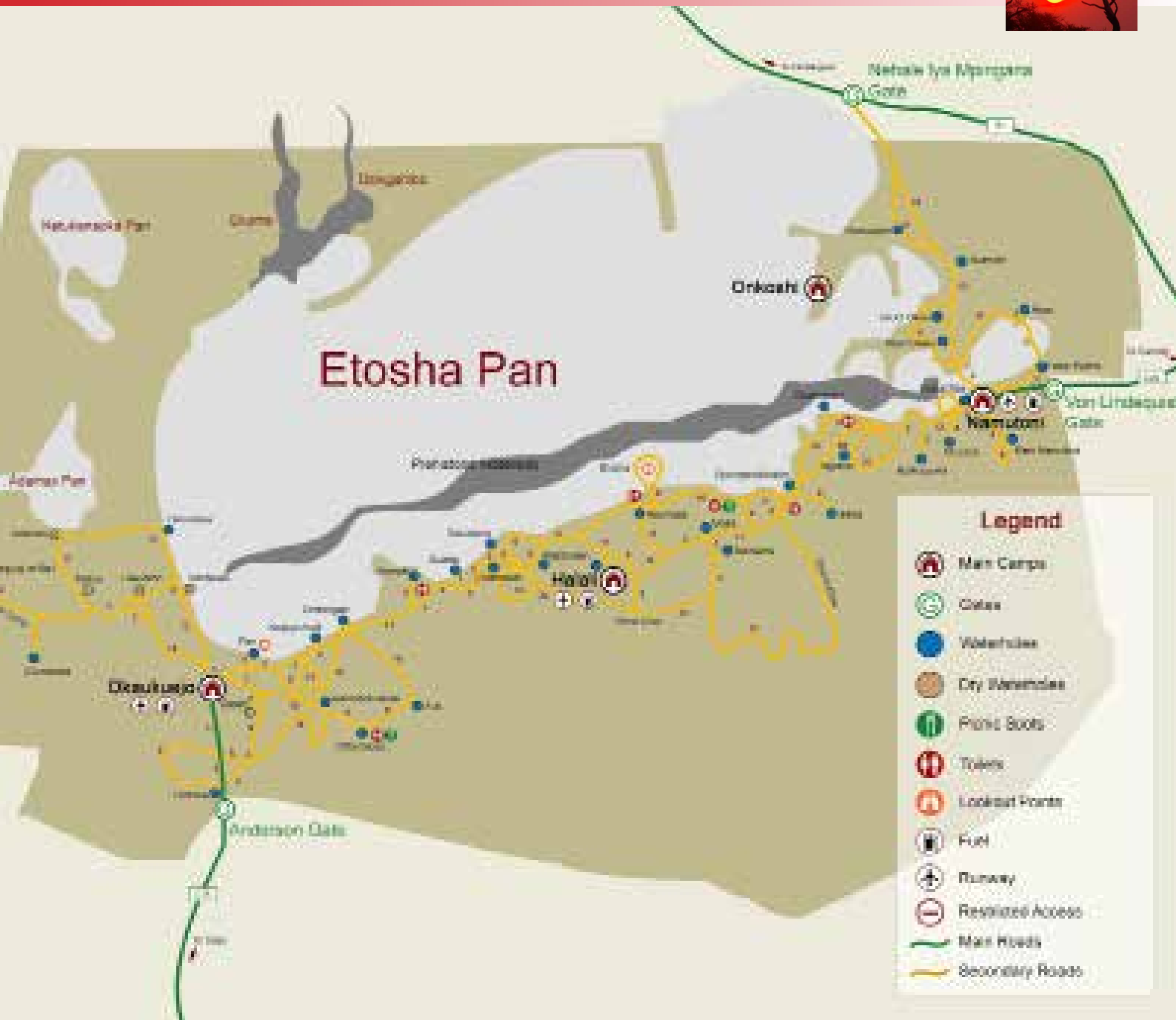




Etolsha National Park

Namibia's greatest wildlife sanctuary







Möchten Sie die Arbeit von CLaSH Windhoek unterstützen?

CLaSH Windhoek, Kindertagesstätte für gehörlose Kinder
Commerzbank AG DE15 3008 0000 0211 3508 12

Impressum:
Text, Layout: Dirk Haas
Bilder: Dirk & Heike Haas
Zeilstraße 8, 35418 Buseck